



# Leseprobe

Sylvie Simmons

## I'm your man. Das Leben des Leonard Cohen

---

"Lesenswert" *Philipp Holstein, Rheinische Post*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



---

Seiten: 752

Erscheinungstermin: 12. Mai 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Er ist der letzte Poet der Popkultur, der Womanzier mit der tiefen Stimme, der melancholische Songwriter, der ganze Generationen beeinflusst hat, rastlose Seele und schillernde Persönlichkeit zugleich. Leonard Cohen gilt als Jahrhunderttalent. Die renommierte Musikjournalistin Sylvie Simmons ist der lebenden Legende auf den Grund gegangen. Für ihre einzigartige Biographie über das Leben von Leonard Cohen hat sie mit mehr als 100 von Cohens Wegbegleitern gesprochen – seinen Musen, Musiker- Kollegen wie Nick Cave, seinen Produzenten, seinen engsten Freunden aus Kindertagen – und nicht zuletzt mit dem öffentlichkeitsscheuen Leonard Cohen selbst. Herausgekommen ist eine umfassende, sorgfältig recherchierte Biographie, die faszinierende Details offenbart und eine neue Perspektive auf das Leben einer der ungewöhnlichsten Lichtgestalten der Musikgeschichte wirft.



### **Autor**

## **Sylvie Simmons**

---

Sylvie Simmons ist eine der bekanntesten Musikjournalistinnen Großbritanniens. In den späten 1970er Jahren begab sie sich auf eine musikalische Pilgerreise nach Los Angeles, wo sie als Korrespondentin für britische Musikzeitschriften begann. Ihre Interviews und Artikel erschienen in zahllosen Büchern und Zeitschriften.

Er ist der letzte Poet der Popkultur, der Womanzier mit der tiefen Stimme, der melancholische Songwriter, der ganze Generationen beeinflusst hat, rastlose Seele und schillernde Persönlichkeit zugleich.

Leonard Cohen gilt als Jahrhunderttalent.

Die renommierte Musikjournalistin Sylvie Simmons ist der lebenden Legende auf den Grund gegangen. Für ihre einzigartige Biographie über das Leben von Leonard Cohen hat sie mit mehr als 100 von Cohens Wegbegleitern gesprochen – seinen Musen, Musiker-Kollegen wie Nick Cave, seinen Produzenten, seinen engsten Freunden aus Kindertagen – und nicht zuletzt mit dem öffentlichkeitsscheuen Leonard Cohen selbst. Herausgekommen ist eine umfassende, sorgfältig recherchierte Biographie, die faszinierende Details offenbart und eine neue Perspektive auf das Leben einer der ungewöhnlichsten Lichtgestalten der Musikgeschichte wirft.

SYLVIE SIMMONS ist eine der bekanntesten Musikjournalistinnen Großbritanniens und der USA. In den späten 1970er Jahren verließ sie London und begab sie sich auf eine musikalische Pilgerreise nach

Los Angeles, wo sie als Korrespondentin für britische Musikzeitschriften begann. Sie hat Ikonen der Musikgeschichte von Michael Jackson bis Mick Jagger interviewt und gilt als »Chronistin des Rock'n'Roll«. Sie hat für alle wichtigen Musikmagazine von *Mojo* bis *Rolling Stone* geschrieben, ihre Interviews und Artikel erschienen darüber hinaus in vielen Büchern.

Sylvie Simmons lebt heute in San Francisco.

Sylvie Simmons

# I'm your man

Das Leben des Leonard Cohen

*Aus dem Amerikanischen  
von Kirsten Borchardt*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *I'm Your Man. The Life of Leonard Cohen* bei Ecco, einem Imprint von HarperCollins USA, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2014

Copyright © 2012 by Sylvie Simmons

Published by arrangement with Sylvie Simmons

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 bei btb Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Redaktion: Hollow Skai

Umschlaggestaltung: © semper smile, München,

nach einem Umschlagentwurf von Allison Saltzman

Umschlagmotiv Vorderseite: Leonard Cohen in Vancouver,

20. Oktober 1978 © David Boswell

Umschlagmotiv Rückseite: Leonard Cohen in seinem Haus in Los Angeles, 31. Dezember 2000 © Ethan Hall / Contour by Getty Images

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

mb · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74289-9

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Für N. A., in liebendem Gedenken

# Inhaltsverzeichnis

Prolog	11
1. Im Anzug geboren	13
2. Das Haus der Frauen	30
3. Zwanzigtausend Verse	51
4. Ein Dichterleben	76
5. Der Mann mit der goldenen Zunge	103
6. Größenwahn und Heldentaten	129
7. Tee und Orangen	155
8. Songs vor dem Spiegel	189
9. Wie man eine Lady umwirbt	216
10. Der Staub einer langen, schlaflosen Nacht	249
11. Unter Cowboys	275
12. O, mach mir eine Maske!	308

13. Die kaputte Nachtigall	338
14. Unheilige Vereinigung	366
15. Genie und Wahnsinn	402
16. Liturgie und Erbarmen	428
17. Das Hallelujah des Orgasmus	454
18. Im »Tower Of Song«	482
19. Blick in die Zukunft	508
20. Im Kloster	538
21. Liebe und Diebstahl	577
22. Papiere und Prozesse	605
23. Die Zukunft des Rock'n'Roll	636
24. Here I stand – I'm your man	658
25. Endspurt	687
Epilog	710
Danksagung	714
Quellenverzeichnis	721
Register	745



*»So, wie du eine Sache machst,  
machst du auch alle anderen.«*

Tom Waits

## Prolog

Er ist ein höflicher Mann, elegant, mit den guten Manieren der Alten Welt. Er verbeugt sich bei der Begrüßung, steht auf, wenn sein Gegenüber gehen will, er sorgt dafür, dass man sich wohlfühlt, und erwähnt mit keinem Wort, dass er selbst das nicht tut; das ist nur daran zu erkennen, dass er ganz diskret mit den Fingern über die Perlen des Komboloi-Kettchens fährt, das er in seiner Tasche trägt. Er ist von Natur aus ein eher zurückhaltender, etwas schüchterner Mensch, aber wenn es nötig ist, dann verteidigt er seinen Standpunkt mit Würde und Humor. Er wählt seine Worte sorgfältig, wie ein Dichter oder ein Politiker, mit gewohnheitsmäßig präziser Ausdrucksweise, einem Ohr für den richtigen Klang und einem Talent dafür, vom eigentlichen Thema abzulenken und Geheimnissen Raum zu geben. Der Einsatz von Nebelkerzen hat ihm immer schon gefallen. Und dennoch hat seine Sprechweise etwas Verschwörerisches – genau wie sein Gesang. Er klingt stets, als ließe er den Hörer an einem intimen Geheimnis teilhaben.

Er ist ein gepflegter Mann ohne den geringsten Hauch von Maßlosigkeit, und kleiner, als man erwarten würde. Bestens in Form. Man kann sich vorstellen, dass er sich in einer Uniform nicht unwohl fühlen würde. Jetzt aber trägt er einen Anzug. Dunkle Nadelstreifen, zweireihig, und falls dieses

Kleidungsstück tatsächlich von der Stange sein sollte, dann sieht es zumindest nicht so aus.

»Schätzchen«, sagt Leonard, »ich wurde in einem Anzug geboren.«<sup>1</sup>

# 1. Kapitel

## Im Anzug geboren

When I'm with you  
I want to be the kind of hero  
I wanted to be  
when I was seven years old  
a perfect man  
who kills

»The Reason I Write«, *Selected Poems 1956–1968*<sup>1</sup>

Der Chauffeur bog an der Synagoge, die beinahe den ganzen Block einnahm, von der Hauptstraße ab, fuhr an der St. Matthias Church an der anderen Straßenecke vorbei und den Berg hinauf. Auf dem Rücksitz des Wagens saß eine Frau – siebenundzwanzig Jahre alt, attraktiv, markante Gesichtszüge, elegant gekleidet – mit ihrem neugeborenen Sohn. Die Straßen, durch die sie kamen, waren schön angelegt, sehr gepflegt und unaufdringlich von Bäumen gesäumt. Große Häuser aus Stein und Klinker, die aussahen, als ob sie unter dem Gewicht der eigenen Bedeutsamkeit zusammenbrechen wollten, schienen sich mühelos den Hang hinaufzuschlängeln. Etwa auf halber Höhe bog der Fahrer in eine Seitenstraße und hielt an ihrem Ende, Belmont Avenue 599, vor einem Haus. Es war ein großes, solides und streng wir-

kendes Gebäude im englischen Stil, dessen schwarze Backsteinfront von einer weiß gestrichenen Veranda aufgelockert wurde. Das Grundstück grenzte rückwärtig an den Murray Hill Park, ein über fünfeinhalb Hektar großes Gelände mit Rasenflächen, Bäumen und Blumenbeeten, das auf der einen Seite einen großzügigen Blick über den Sankt-Lorenz-Strom gewährte, und von dem aus man auf der anderen die Innenstadt von Montreal sah. Der Chauffeur stieg aus dem Wagen, öffnete die Tür des Fonds, und Leonard wurde die weißen Stufen der Vordertreppe hinauf ins Haus seiner Familie getragen.

Leonard Norman Cohen wurde am 21. September 1934 im Royal Victoria Hospital geboren, einem grauen Steinungeheuer in Westmount, einem wohlhabenden Stadtteil von Montreal. Die Geburtsurkunde datiert dieses Ereignis auf 6:45 Uhr an einem Freitagmorgen, aus geschichtlicher Sicht betrachtet fand es zwischen der Weltwirtschaftskrise und dem Zweiten Weltkrieg statt. Rechnet man einmal zurück, dann liegt Leonards Zeugung zwischen dem Ende des jüdischen Lichterfests Hanukka und Weihnachten, mitten in einem der fast arktischen Winter, die seine Heimatstadt mit harscher Regelmäßigkeit heimsuchen. Er wuchs in einem Haus heran, das von Anzügen geprägt war.

Nathan Cohen, Leonards Vater, war ein wohlhabender kanadischer Jude, der eine noble Bekleidungsfirma betrieb. Die Freedman Company war bekannt für ihre Abendgarderobe, und Nathan kleidete sich gern formell, selbst zu informellen Anlässen. Bei Anzügen bevorzugte er ebenso wie bei Häusern den englischen Stil, ergänzt um Gamaschen und eine Blume im Knopfloch sowie einen silbernen Gehstock, als seine schlechte Gesundheit es erforderte. Leonards Mutter Masha Cohen, sechzehn Jahre jünger als ihr Ehemann und

erst kürzlich nach Kanada emigriert, stammte aus Russland und war die Tochter eines Rabbis. Sie hatte Nathan kurz nach ihrer Ankunft in Montreal 1927 geheiratet. Zwei Jahre später gebar sie das erste ihrer beiden Kinder, Leonards Schwester Esther.

Frühe Fotografien der Eheleute Cohen zeigen Nathan als einen untersetzten Mann mit eckigem Gesicht und eckigen Schultern. Masha, schlanker und einen Kopf größer, war im Gegensatz dazu ein Spiel weicher, geschwungener Linien. Auf den Bildern ist ihr Gesichtsausdruck mädchenhaft und gleichzeitig königlich, während Nathan versteinert und schweigsam wirkt. Auch wenn es sich natürlich um die damals übliche Pose handelte, die man als Hausherr vor der Kamera einnahm, so war Nathan sicherlich auch sonst wesentlich reservierter und mehr der steifen englischen Art verhaftet als seine warmherzige, gefühlvolle, russische Ehefrau. Als Baby glich Leonard noch sehr seinem Vater mit seinem plumpen Körperbau und dem kompakten, eckigen Gesicht, aber als er größer wurde, schlug er immer mehr nach seiner Mutter Masha mit ihrem herzförmigen Gesicht, dem dichten, gewellten Haar und den tiefen, dunklen Augen, deren äußere Winkel sich leicht nach unten neigten. Von seinem Vater erbte er die Körpergröße, die Ordentlichkeit, den Anstand und die Vorliebe für Anzüge, und von seiner Mutter das Charisma, die Melancholie und die Liebe zur Musik. Masha sang immer, wenn sie durchs Haus ging, mehr auf Russisch und Jiddisch als auf Englisch, und oft die sentimentalen Volkslieder, die sie in ihrer Kindheit gelernt hatte. Mit ihrer guten Altstimme sang sich Masha zum Klang imaginärer Geigen von einer fröhlichen in eine schwermütige Stimmung und wieder zurück. Leonard zufolge war seine Mutter »wie aus einem Stück von Tschechow«,<sup>2</sup> und er erklärte: »Sie

lachte und weinte aus tiefstem Herzen«; ihre Gefühle wechselten von einem Augenblick zum anderen.<sup>3</sup> Masha Cohen war kein nostalgischer Mensch, sie sprach nicht oft über das Land, das sie verlassen hatte. Aber sie trug ihre Vergangenheit in ihren Liedern mit sich.

Bei den Bürgern von Westmount handelte es sich um gut situierte, protestantische Anglokanadier der oberen Mittelklasse und kanadische Juden der zweiten oder dritten Generation. In einer Stadt, in der Teilung und Trennung stets eine große Rolle spielten, waren Juden und Protestanten schlicht deswegen in derselben Gegend gelandet, weil sie weder französischstämmig noch katholisch waren. Vor der »Stillen Revolution« von Quebec in den 1960er Jahren und bevor Französisch die einzige offizielle Amtssprache der Provinz wurde, waren Franzosen in Westmount nur als Dienstboten anzutreffen. Das Hausmädchen der Cohens, Mary, war allerdings eine irischstämmige Katholikin. Die Familie beschäftigte auch eine Kinderfrau, die Leonard und seine Schwester »Nursie« nannten, und einen Gärtner namens Kerry, einen Schwarzen, der auch als Chauffeur einsprang. (Kerrys Bruder übernahm die gleichen Pflichten bei Nathans jüngerem Bruder Horace.) Es ist kein Geheimnis, dass Leonard in einem privilegierten Umfeld aufwuchs. Er hat nie geleugnet, dass er aus dem »richtigen« Viertel stammte, und sich nie von seiner Herkunft distanziert, von seiner Familie abgewandt, seinen Namen geändert oder so getan, als wäre er jemand anders. Seine Familie war gut betucht, auch wenn es in Westmount sicherlich noch Reichere gab. Im Gegensatz zu den Villen von Upper Belmont handelte es sich beim Haus der Cohens, obwohl es groß war, letztlich um eine Doppelhaushälfte, und sie hatten zwar einen Chauffeur, fuhren aber statt eines Cadillacs einen Pontiac.

Aber in einer Hinsicht kamen nur wenige andere an die Cohens heran: Sie genossen einen ganz besonderen Status. Leonard war in eine angesehene und bedeutsame Familie hineingeboren worden – in eine der ersten jüdischen Familien Montreals. Leonards Vorväter hatten in Kanada Synagogen erbaut und Zeitungen ins Leben gerufen. Sie hatten eine Vielzahl von Wohltätigkeitsorganisationen und Verbänden gegründet und geleitet. Leonards Urgroßvater Lazarus Cohen war als Erster nach Kanada eingewandert. Er hatte in Litauen, das in den 1840er Jahren, als er geboren wurde, zu Russland gehörte, in Waukawysk in einer Rabbischule, einer der strengsten Jeschiwas des ganzen Landes, als Lehrer gearbeitet. Er war noch keine dreißig, als er seine Frau und ihren kleinen Sohn allein zurückließ, um sein Glück zu machen. Nach einem kurzen Zwischenstopp in Schottland nahm er ein Schiff nach Kanada und blieb in einem kleinen Ort in Ontario hängen, Maberly, wo er zunächst als Arbeiter in einem Holzlager Beschäftigung fand und schließlich zum Besitzer einer Kohlenhandlung aufstieg, L. Cohen & Son. Bei besagtem Sohn handelte es sich um Lyon, Nathans Vater; Lazarus hatte seine Familie zwei Jahre nach seiner eigenen Ankunft ebenfalls nach Kanada geholt. Die Cohens landeten schließlich in Montreal, wo Lazarus zum Direktor einer Messinggießerei wurde und ein erfolgreiches Unternehmen für Ausbaggerarbeiten gründete.

Als Lazarus in den 1860er Jahren in Kanada ankam, war die jüdische Gemeinde dort noch sehr klein. Mitte des neunzehnten Jahrhunderts lebten weniger als fünfhundert Juden in Montreal. In den 1880ern, als Lazarus zum Vorsitzenden der Congregation Shaar Hashomayim Synagoge wurde, war ihre Zahl schon auf mehr als fünftausend angestiegen. Die Pogrome in Russland hatten eine Einwanderungswelle aus-



gelöst, und Ende des Jahrhunderts hatte sich die Zahl noch einmal verdoppelt. Montreal wurde zum Zentrum des kanadischen Judentums, und Lazarus war innerhalb der Gemeinschaft mit seinem langen, biblischen Bart und dem unbedeckten Kopf eine stadtbekanntere Persönlichkeit. Er ließ nicht nur eine Synagoge erbauen, sondern gründete und leitete zudem eine Reihe von Organisationen zur Unterstützung jüdischer Aussiedler; er reiste im Auftrag des Jüdischen Kolonisationsverbands von Montreal sogar nach Palästina, wo er bereits 1884 Land erworben hatte. Sein jüngerer Bruder Rabbi Tzvi Hirsch Cohen, der ihm schon bald nach Kanada gefolgt war, wurde Haupttrabbiner von Montreal.

Als Lyon Cohen 1914 den Vorsitz der Shaar Hashomayim von seinem Vater übernahm, hatte die Synagoge die größte Gemeinde in einer Stadt, die inzwischen etwa vierzigtausend jüdische Einwohner zählte. 1922 war sie endgültig zu klein geworden, und daher verlegte man die Synagoge nach Westmount in ein Gebäude, das beinahe einen ganzen Häuserblock einnahm und nur wenige Minuten von dem Haus in der Belmont Avenue entfernt lag. Zwölf Jahre später ließen Nathan und Masha ihren einzigen Sohn in das »Geburtsregister des Zusammenschlusses englischer, deutscher und polnischer Juden von Montreal« eintragen und gaben Leonard seinen jüdischen Namen Eliezer, der »Gott ist Hilfe« bedeutet.

Lyon Cohen war ebenso wie sein Vater ein äußerst erfolgreicher Geschäftsmann und handelte mit Bekleidung und Versicherungen. Wie Lazarus engagierte auch er sich ehrenamtlich und wurde schon als Jugendlicher zum Schriftführer des Anglo-Jüdischen Verbands gewählt. Er richtete später ein jüdisches Gemeinschaftszentrum und ein Sanatorium ein und kümmerte sich um Hilfsprogramme für die Opfer der Judenverfolgung. Lyon bekleidete zudem leitende Positionen

am Baron de Hirsch Institute, im Kanadischen Kolonisationsverband und der ersten kanadischen Zionisten-Organisation. Im Auftrag seiner Gemeinde reiste er zum Vatikan, um mit dem Papst zu sprechen. Er war Mitbegründer der ersten anglo-jüdischen Zeitung Kanadas, der *Jewish Times*, für die er gelegentlich auch Artikel schrieb. Mit sechzehn verfasste Lyon ein Theaterstück, das den Titel *Esther* erhielt; die Aufführung produzierte er selbst, und er übernahm auch eine Rolle darin. Leonard lernte seinen Großvater nie kennen – er war zwei Jahre alt, als Lyon starb –, aber dennoch bestand zwischen ihnen eine starke Verbindung, die sich noch verstärkte, als Leonard älter wurde. Lyons Prinzipien, seine Arbeitsmoral und sein Vertrauen in »die Aristokratie des Intellekts«,<sup>4</sup> wie er es nannte, passten sehr gut zu Leonards eigenen Überzeugungen.

Lyon war ein überzeugter Patriot, und als der Erste Weltkrieg ausbrach, initiierte er ein Rekrutierungsprogramm, um Montreals Juden zum Eintritt in die kanadische Armee zu bewegen. Die Ersten, die sich freiwillig meldeten, waren seine Söhne Nathan und Horace (der dritte Sohn, Lawrence, war zu jung). Lieutenant Nathan Cohen, Nummer 3080887, erhielt als einer der ersten Juden ein Offizierspatent der kanadischen Armee. Leonard liebte die Fotos, die seinen Vater in Uniform zeigten. Aber Nathan kehrte gesundheitlich angeschlagen aus dem Krieg zurück, und er wurde zunehmend invalid. Möglicherweise war das der Grund, weshalb Nathan, obwohl er der älteste Sohn des ältesten Sohnes war, nicht den Vorsitz in der Synagoge übernahm und auch sonst nur wenige Familientraditionen weiterführte. Auf dem Papier war er zwar der Vorsitzende der Freedman Company, aber die Geschäfte leitete größtenteils sein Bruder Horace. Auch war Nathan kein Intellektueller oder Religionsgelehrter wie seine Vorväter. Auf

den dunklen Bücherregalen im Haus an der Belmont Avenue fand sich zwar eine beeindruckende, ledergebundene Sammlung der großen englischen Dichter Chaucer, Wordsworth und Byron, die Nathan zur Bar Mizwa geschenkt bekommen hatte, aber ihre Rücken zeigten keinerlei Gebrauchsspuren, bis Leonard sie sich zum Lesen herunterholte. Nathan bevorzugte Leonard zufolge eher *Reader's Digest*, aber »er hatte ein kultiviertes Herz und war ein Gentleman«. <sup>5</sup> In seiner Religionsausübung war Nathan »ein konservativer Jude, nicht fanatisch und ohne Ideologie oder Dogma, dessen Leben völlig von seinen häuslichen Gewohnheiten und der Zugehörigkeit zur Gemeinde bestimmt wurde«. Über Religion wurde in Nathans Haus weder gesprochen noch überhaupt nachgedacht. »Sie wurde ebenso wenig diskutiert, wie ein Fisch über das Vorhandensein von Wasser spricht.« <sup>6</sup> Sie war einfach da, seine Tradition, sein Volk.

Mashas Vater, Rabbi Solomon Klonitzki-Kline, war ein renommierter Religionsgelehrter. Er war Direktor einer Schule für Talmudstudien im litauischen Kovno gewesen, etwa 80 Kilometer entfernt von der Geburtsstadt von Lazarus. Er war auch als Autor bekannt, und seine beiden Bücher *Lexicon Of Hebrew Homonyms* und *Thesaurus Of Talmudic Interpretations* brachten ihm den Beinamen »Sar HaDikDook«, Grammatikfürst, ein. Als die Judenverfolgung das Leben in Litauen unerträglich werden ließ, emigrierte er in die USA, wo bereits eine seiner Töchter lebte und einen Amerikaner geheiratet hatte. Masha hingegen war nach Kanada gegangen und Krankenschwester geworden. Als ihre Arbeitserlaubnis auslief, bat Rabbi Kline seinen amerikanischen Schwiegersohn um Hilfe, und über diese Brücke kam er mit Lyon Cohens Eingliederungskomitee in Kontakt. Die Freundschaft, die sich daraufhin zwischen Lyon und dem Rabbi entwickelte, führte

schließlich dazu, dass Masha und Nathan sich kennenlernten und heirateten.

Als kleiner Junge hatte Leonard von seinem Großvater Kline mehr gehört als gesehen, da der Rabbi die meiste Zeit in den USA verbrachte. Masha erzählte ihrem Sohn, dass die Menschen viele hundert Kilometer reisten, um ihn reden zu hören. Zudem, sagte sie, galt er als guter Reiter, und das gefiel Leonard besonders. Er genoss es, aus einer Familie bedeutender Menschen zu kommen, aber er war noch jung, und körperliche Fähigkeiten beeindruckten ihn wesentlich stärker als intellektuelle. Leonard träumte davon, zur Militärakademie zu gehen, sobald er alt genug dafür war. Nathan versicherte ihm, das könne er auch. Leonard wollte Kriege führen und Orden angeheftet bekommen – so wie sein Vater, bevor der so gebrechlich geworden war, dass es ihm manchmal schon schwerfiel, die Treppe zum ersten Stock hinaufzugehen, und der oft der Arbeit fernblieb, um zu Hause von Leonards Mutter gepflegt zu werden. Während Leonards Kindheit war Nathan häufig krank. Aber der Junge hatte Beweise dafür, dass sein Vater einst gekämpft hatte. Da gab es die Pistole, die Nathan seit dem Ersten Weltkrieg besaß und die er in seinem Nachtschrank aufbewahrte. Eines Tages, als niemand zu Hause war, schlich sich Leonard ins Schlafzimmer seiner Eltern. Er öffnete den Schrank und nahm die Pistole heraus. Es war eine schwere Waffe, eine .38er, auf deren Lauf Name, Rang und Regiment seines Vaters eingraviert waren. Leonard nahm sie in seine kleine Hand und erschauerte, überwältigt von dem Gewicht der Waffe und von dem kalten Metall auf seiner Haut.

Das Leben in der Belmont Avenue 599 verlief geschäftig, geordnet und nach festen Regeln, und das Haus bildete den Mittelpunkt des Universums für den jungen Leonard. Alles,

was der Junge brauchte, befand sich in seiner unmittelbaren Nähe, und auch für etwaige Unternehmungen musste er sich nicht weit davon entfernen. Seine Onkel und Cousins wohnten in der Nähe. Die Synagoge, die Leonard am Samstagmorgen mit der ganzen Familie, am Tag darauf für die Sonntagschule und unter der Woche an zwei Nachmittagen für den jüdischen Unterricht besuchte, lag nur ein paar Gehminuten entfernt unten am Berg. Auch die Schulen, die er besuchte, die Roslyn Elementary School und später die Westmount High, befanden sich in direkter Nähe. Der Murray Hill Park, in dem Leonard im Sommer spielte und im Winter Schnee-Engel auf dem Boden hinterließ, lag direkt unter seinem Fenster.

Die jüdische Gemeinde in Westmount hielt fest zusammen. Sie bildete zudem eine Minderheit inmitten der ansonsten protestantischen, anglokanadischen Nachbarschaft. Die wiederum stellte ebenfalls eine Minderheit dar, aber eine mächtige, in einer Stadt und einer Provinz, die von französischstämmigen Katholiken dominiert wurde – an sich wiederum eine Minderheit in Kanada. Jeder fühlte sich hier ein wenig wie ein Außenseiter, und jeder war überzeugt, zu einer besonderen Gruppe zu gehören. »Für den Geist war das eine romantische, verschwörerische Umgebung«, sagte Leonard, ein Ort »von Blut und Erde und Bestimmung. Das war die Landschaft, in der ich aufwuchs und die für mich ganz natürlich ist.«<sup>7</sup>

Leonards Gemeinde war ein gutes Stück entfernt von St. Urbain, jenem Stadtteil, in dem die jüdische Arbeiterklasse lebte (und der die Kulisse für die Romane von Mordecai Richler darstellte). Zwar erweckte sie den Eindruck einer hermetisch abgeschlossenen Gesellschaft, aber das war natürlich nicht so. Das Kreuz oben auf dem Mount Royal, das sich bekreuzigende Hausmädchen der Familie, die christlichen Ritu-

ale zu Ostern und Weihnachten, die er in der Schule erlebte, waren ebenso Teil der prägenden Umgebung des jungen Leonard wie die Sabbatkerzen, die sein Vater an Freitagabenden entzündete, oder die imponierende Synagoge unten am Berg, von deren Wänden ihn sein Urgroßvater und sein Großvater von großen, gerahmten Porträts anstarrten und ihn an sein besonderes Erbe erinnerten.

Wie Leonard selbst sich erinnerte, gab es ein »intensives Familienleben«.<sup>8</sup> Die Cohens kamen regelmäßig zusammen – in der Synagoge, bei der Arbeit und außerdem einmal die Woche im Haus von Leonards Großmutter mütterlicherseits. »Jeden Samstagnachmittag gegen vier Uhr schob Martha, ihr treues Hausmädchen, einen Servierwagen mit Tee, kleinen Sandwiches, Kuchen und Keksen ins Wohnzimmer«, berichtet David Cohen, der zwei Jahre ältere Cousin, mit dem Leonard besonders eng befreundet war. »Man wurde niemals eingeladen und man fragte auch nie, ob man kommen durfte, aber man wusste, dass sie ›empfang‹. Das hört sich jetzt recht archaisch an, aber es war auch eine ziemlich große Sache.« Leonards Großmutter hatte eine Wohnung in einem der hochherrschaftlichen Häuser an der Sherbrooke Street in Attwater, jenem Viertel, in dem alle Paraden, die in Montreal stattfanden, zu Ende gingen. »Bevor sich die politische Situation in Montreal so verschärfte, gab es am Johannistag, dem Nationalfeiertag, eine ganz große Parade, die wir uns von ihrem großen, schönen Wohnzimmerfenster aus ansahen.« Ihre Großmutter war in vieler Hinsicht eine Dame nach viktorianischer Art, »und obwohl das jetzt vielleicht einen etwas altmodischen Eindruck vermittelt, war sie doch gleichzeitig auch ziemlich hip«. Sie beeindruckte Leonard sehr, und ihre Teegesellschaften fanden später Eingang in seinen ersten Roman *The Favourite Game* (*Das Lieblingsspiel*).

Im gleichen Buch beschrieb Leonard die älteren Männer seiner Familie als ernst und förmlich. Jedoch waren sie nicht alle so. Zu den schillernden Figuren der Familie zählte beispielsweise Cousin Lassy, Davids älterer Bruder Lazarus. In Leonards Augen war er »ein Mann von Welt, der sich mit Revuegirls, Nachtclubs und Entertainern auskannte«. <sup>9</sup> In der älteren Generation gab es Edgar, einen Cousin Nathans, der zwar eigentlich Geschäftsmann war, sich aber auch mit Literatur beschäftigte. Viele Jahre später, 1970, veröffentlichte Edgar H. Cohen *Mademoiselle Libertine: A Portrait Of Ninon de Lanclos*, die Biografie einer Kurtisane, Schriftstellerin und Muse des siebzehnten Jahrhunderts, zu deren Geliebten unter anderem Voltaire und Molière zählten, und die nach einer Weile im Kloster eine Schule gründete, in der junge französische Adlige erotische Techniken erlernen konnten. Leonard und Edgar, sagt David Cohen, »standen sich sehr nahe«.

Leonard führte ein angenehmes, sicheres Leben in einer unangenehmen, unsicheren Zeit. Wenige Tage vor Leonards fünftem Geburtstag fiel Deutschland in Polen ein, und der Zweite Weltkrieg begann. Auch vor seiner Haustür wurde es unangenehm; 1942 gab es eine antisemitische Kundgebung auf dem St. Lawrence Boulevard – The Main, wie die Einheimischen diese Straße nannten, die als traditionelle Trennlinie zwischen dem englischen und französischen Montreal galt. Die Demonstranten wurden von der französischen Nationalistenbewegung Montreals angeführt, zu der unter anderem auch die Unterstützer des Vichy-Regimes in Frankreich zählten. Eine besonders lächerliche Behauptung der Organisation war dabei, dass die Juden die Bekleidungsindustrie übernommen hätten, um anständige, junge Frankokanadierinnen dazu zu zwingen, »unanständige Kleider nach New Yorker Mode« zu tragen. <sup>10</sup> Während der Kundgebung wurden die Fenster

verschiedener jüdischer Geschäfte und Feinkostläden auf der Main eingeworfen und rassistische Slogans an die Wände geschmiert. Aber für einen Siebenjährigen, der in Westmount lebte und in seinem Kinderzimmer *Superman*-Comics las, war das eine andere, weit entfernte Welt. »Europa, der Krieg, die gesellschaftlichen Spannungen«, sagte Leonard, »schiene uns alle nicht zu berühren.«<sup>11</sup>

In den frühen Kinderjahren schaffte er es mühelos, alle Anforderungen zu erfüllen, die man an ihn herantrug – saubere Hände, gute Manieren, Umziehen fürs Abendessen, gute Zeugnisse, Spiele mit der Hockeymannschaft, die Schuhe allabendlich frisch geputzt und ordentlich aufgereiht unter dem Bett – ohne dabei irgendwelche beunruhigenden Anzeichen von Heiligkeit oder Genie erkennen zu lassen. Und auch von Melancholie konnte keine Rede sein. Die kurzen Filme, die Nathan als begeisterter Hobby-Kameramann von seiner Familie machte, zeigen einen glücklichen kleinen Jungen, der strahlend mit dem Dreirad die Straße hinunterfährt, an der Hand seiner Schwester spazieren geht oder mit seinem Hund spielt, einem schwarzen Scotchterrier, der Tinkie hieß. Seine Mutter hatte ihm ursprünglich den würdevolleren Namen Towarischtsch gegeben, der auf Russisch »Genosse« oder »Kamerad« bedeutet, aber sein Vater hatte Einspruch eingelegt. Nathan hatte bereits erkannt, dass Mashas russische Mentalität, ihr Akzent, ihr fehlerhaftes Englisch und ihre überbordende Persönlichkeit in dieser kleinen, anglicisierten Gesellschaft kanadischer Juden sehr auffielen. »Es wurde nicht als gute Idee betrachtet, für irgendetwas Leidenschaft zu zeigen«, sagte Leonard, oder in irgendeiner Weise auf sich aufmerksam zu machen. »Man brachte uns bei«, erklärt Cousin David, »immer alles ordentlich und richtig zu machen.«

Im Januar 1944 starb Leonards Vater im Alter von zwei-



undfünfzig Jahren. Leonard war neun. Vierzehn Jahre später beschrieb er dieses Ereignis in zwei unveröffentlichten Geschichten, »Ceremonies« und »My Sister's Birthday«. <sup>12</sup> »Nursie sagte uns, was passiert war.« Leonards Kinderfrau saß am Küchentisch, die Hände im Schoß gefaltet, und erklärte Leonard und Esther, sie würden an diesem Tag nicht in die Schule gehen, weil ihr Vater in der Nacht verstorben war. Sie sollten sich still verhalten, denn ihre Mutter schlief noch. Das Begräbnis würde am folgenden Tag stattfinden. »Dann erinnerte ich mich, welcher Tag das war«, schrieb Leonard. »Aber morgen kann das doch nicht sein, Nursie, da hat doch meine Schwester Geburtstag.«

Am nächsten Morgen um neun Uhr erschienen sechs Männer und trugen den Sarg ins Wohnzimmer. Sie setzten ihn neben dem Chesterfield-Sofa ab. Masha ließ das Hausmädchen alle Spiegel im Haus abseifen. Gegen Mittag erschienen die Trauergäste, schüttelten sich den Schnee von den Schuhen und Überziehern – Verwandte, Freunde, Angestellte aus der Fabrik. Der Sarg war offen. Leonard sah hinein. Nathan war in einen silbernen Gebetsmantel gehüllt, das Gesicht ganz weiß, der Schnurrbart schwarz. Sein Vater, dachte Leonard, sah verärgert aus. Onkel Horace, der die Freedman Company mit Nathan gemeinsam geführt und an seiner Seite im Krieg gekämpft hatte, raunte Leonard zu: »Wir müssen jetzt wie Soldaten sein.« Später am Abend fragte Esther ihren Bruder, ob er sich getraut hatte, ihren toten Vater zu betrachten, und nachdem sie sich das beide eingestanden hatten, waren sie sich einig, dass es aussah, als hätte jemand seinen Schnurrbart gefärbt. Beide Kurzgeschichten enden mit derselben Zeile: »Weine nicht, sagte ich zu ihr. Ich glaube, das war mein bester Augenblick. Bitte, es ist doch dein Geburtstag.«

Eine dritte Version der Ereignisse findet sich in *Das Lieb-*

*lingsspiel*. Es ist eine souveränere Schilderung, teilweise dadurch bedingt, dass Leonards Schreibstil in der Zeit zwischen den verworfenen Geschichten und seinem ersten Roman beträchtlich reifte, und teilweise auch aufgrund der Distanz, die dadurch entsteht, dass die Geschichte hier einer fiktionalen Figur zugeordnet wird (obwohl Leonard bestätigt hat, dass es sich genauso abspielte, wie er in seinem Roman beschrieb).<sup>13</sup> Hier schließt diese Episode damit, dass der Junge die Krawatte seines Vaters aus dem Schlafzimmer holt, sie aufschneidet und ein kleines Stück Papier ins Futter schiebt, auf das er etwas geschrieben hat. Am folgenden Tag gräbt er im Garten ein Loch und begräbt die Krawatte bei einer ganz privaten Zeremonie unter dem Schnee. Leonard zufolge enthielt das Papier seine ersten richtigen Schreibversuche. Er hat außerdem stets erklärt, er habe keine Erinnerung daran, was genau draufstand, und er habe »über Jahre hinweg immer wieder im Garten gegraben und danach gesucht. Vielleicht tue ich nichts anderes, als nach dieser kleinen Notiz zu suchen.«<sup>14</sup>

Dieser Akt, dieses erste Mal in seinem Leben, dass er aus dem Schreiben eine rituelle Handlung macht, ist so stark symbolisch aufgeladen, dass man diese Aussage aus einem Interview von 1980 gern für bare Münze nehmen möchte, auch wenn es sich vermutlich nur um eine der vielen zitierfähigen Bemerkungen handelt, wie Leonard sie in Interviews so oft gegeben hat. Kinder fühlen sich oft von mystischen, geheimen Zeremonien angezogen. Und wenn Leonard auch gesagt haben mag, dass er sich als Kind »nicht besonders für Religion interessierte, abgesehen von wenigen Gelegenheiten, bei denen wir uns einen Chor anhörten«, dann war er sich dennoch stets bewusst, dass er ein *Kohen* war, ein Angehöriger der Priesterkaste, in väterlicher Linie abstammend

von Moses' Bruder Aaron, und von daher dazu geboren, öffentliche Ämter zu übernehmen.<sup>15</sup> »Als man mir sagte, ich sei ein Kohen, habe ich das geglaubt. Ich habe das nie für eine überflüssige Information gehalten«, sagte er. »Ich wollte in dieser Welt leben. Ich wollte derjenige sein, der die Tora aufhebt... Ich war ein kleines Kind, und alles, was man mir über diese Dinge sagte, hallte in mir wider.«<sup>16</sup>

Dennoch zeigte er als Kind wenig Interesse an der Synagoge, die seine Vorfahren gegründet hatten. Der jüdische Unterricht langweilte ihn, wie er sagte, und Wilfred Shuchat, der 1948 zum Rabbiner der Shaar Hashomayim gewählt wurde, scheint das zu bestätigen. Leonard sei als Schüler »ganz ordentlich« gewesen, sagt der alte Rabbi, »aber sein wahres Interesse galt nicht dem schulischen Lernen. Es war seine Persönlichkeit, die Art, wie er Dinge interpretierte. Er war sehr kreativ.«

Leonard weinte nicht, als sein Vater starb – jedenfalls nicht so sehr wie später beim Tod seines Hundes Tinkie. »Ich hatte nicht das Gefühl eines schweren Verlusts«, sagte er 1991 in einem Interview, »vielleicht, weil er während meiner ganzen Kindheit stets sehr krank war. Es erschien ganz natürlich, dass er starb. Er war schwach und er starb. Vielleicht habe ich ein kaltes Herz.«<sup>17</sup>

Tatsächlich war Nathan seit dem Sommer im Jahr zuvor immer wieder im Royal Victoria Hospital gewesen. Und auch wenn es sein mag, dass der Verlust seines Vaters Leonard nicht sehr traf, dann war er mit seinen neun Jahren aber doch nicht mehr so klein, dass er davon völlig unberührt geblieben wäre. Irgendwo in seinem Inneren musste sich etwas verändert haben – vielleicht wurde ihm zum ersten Mal die Unbeständigkeit des Daseins bewusst oder ihm wurde eine traurige Weisheit zuteil, wie durch einen Riss,

durch den Unsicherheit oder Einsamkeit einsickern konnten. Leonard hat allerdings gesagt und auch darüber geschrieben, dass er sich während dieser entscheidenden Episode seiner Kindheit vor allem bewusst war, dass sich damit sein eigener Status änderte. Während sein Vater im Wohnzimmer aufgebahrt lag, hatte ihn sein Onkel Horace beiseitegenommen und ihm erklärt, dass nun er, Leonard, der Mann im Haus sei, der die Verantwortung für die Frauen trug, für seine Mutter und seine vierzehnjährige Schwester Esther. »Das machte mich stolz«, schrieb Leonard in »Ceremonies«. »Ich kam mir vor wie der gesegnete junge Prinz einer vom Volk geliebten Dynastie. Ich war der älteste Sohn des ältesten Sohnes.«<sup>18</sup>

## 2. Kapitel

### Das Haus der Frauen

Als Jugendlicher entwickelte Leonard ein großes Interesse an Hypnose. Er kaufte sich ein schmales, anonym verfasstes Büchlein im Taschenformat, das den umständlichen Titel *25 Lektionen in Hypnose und wie man sie vollendet ausführt* trug und das großsprecherisch behauptete, es biete »den perfektsten, vollständigsten, am leichtesten zu lernenden und umfassendsten KURSUS der Welt, der die Wissenschaft der Magnetfeldtherapie, der Telepathie, des Gedankenlesens, der prophetischen Hypnose, des Mesmerismus, des animalischen Magnetismus und verwandter Künste umfasst«. Das Titelbild zierte die stark vereinfachte Darstellung einer viktorianisch gekleideten Lady, die ein wild frasierter, schnurrbärtiger Herr offenkundig in seinem Bann hielt. Leonard hatte in Schönschrift und mit Füller seinen Namen daruntergeschrieben und sich dann darangemacht, das Bändchen zu studieren.

Wie sich herausstellte, besaß er tatsächlich ein Talent für Mesmerismus. Nachdem er mit Haustieren erste Erfolge erzielt hatte, nahm er sich als Nächstes die Angestellten vor und wählte das Hausmädchen der Cohens als erstes menschliches Studienobjekt. Auf seine Aufforderung hin setzte sich die junge Frau auf das Chesterfield-Sofa. Leonard nahm auf einem Stuhl daneben Platz und befahl ihr, der Anleitung des Buches folgend, mit langsamer, sanfter Stimme, die Muskeln

zu entspannen und ihm in die Augen zu sehen. Dann nahm er einen Bleistift und bewegte ihn langsam vor ihrem Gesicht hin und her, wieder und wieder, und schaffte es tatsächlich, sie in Trance zu versetzen. Obwohl (oder, je nach persönlicher Interpretation, vielleicht auch gerade weil) der Autor des Buchs explizit darauf hingewiesen hatte, dass seine Lehren lediglich zu Studienzwecken angewendet werden sollten, wies Leonard das Hausmädchen an, sich zu entkleiden.

Was für ein Augenblick für den heranwachsenden Leonard – diese erfolgreiche Fusion verborgenen Wissens und sexueller Begierde. Neben einer nackten Frau zu sitzen, in seinem eigenen Haus, in der Überzeugung, dass er es gewesen war, der diese Situation herbeigeführt hatte, ganz allein durch sein Talent, seine Studien, die Beherrschung einer besonderen Kunst und die Ausübung seines Willens. Als es ihm nicht gelingen wollte, das Hausmädchen wieder aus der Trance zu wecken, bekam er allerdings Panik. Er hatte schreckliche Angst davor, dass seine Mutter nach Hause kommen und sie beide erwischen könnte – obwohl gerade dieser Umstand der ohnehin schon aufgeladenen Situation möglicherweise noch einen Hauch drohenden Unheils, Verzweiflung und Verlust beigab, die sie im Grunde nur noch herrlich mehr Cohen-typisch werden ließ.

Das zweite Kapitel des Hypnose-Leitfadens hätte als Karriereratgeber für den Sänger und Performer Leonard Cohen geschrieben worden sein können. Es warnte vor jeglicher Leichtfertigkeit und postulierte: »Ihr Gesichtsausdruck sollte gefasst, fest und streng sein. Seien Sie bei all Ihren Handlungen stets ganz ruhig. Senken Sie Ihre Stimme tiefer und tiefer, bis sie beinahe einem Flüstern gleicht. Halten Sie eine Weile inne. Wenn Sie zu hastig zu Werke gehen, werden Sie scheitern.«<sup>1</sup>

Als Leonard diese Episode mit Mitte zwanzig für *Das Lieblingsspiel* wieder hervorholte, schrieb er: »Er hatte noch nie eine nackte Frau gesehen ... Er war erstaunt, er war glücklich, er fürchtete sich vor den versammelten Mächten des Universums ... Wie ein Minensucher ließ er seine zitternden Hände über ihren Körper schweben, bevor er sich in seinem Stuhl zurücklehnte und auf den Körper starrte ... Es war der Anblick, auf den er so lange gewartet hatte. Er war nicht enttäuscht und ist es bis heute nicht.«<sup>2</sup> Zwar sind diese Gedanken hier seinem fikionalisierten Alter Ego zuzurechnen, aber es ist schwer vorstellbar, dass die dargestellten Empfindungen nicht Leonards eigene waren. Er sagte auch Jahrzehnte später noch: »Ich glaube nicht, dass ein Mann diesen ersten Anblick einer nackten Frau je vergisst. Da ist es Eva, die über ihm steht, es ist der Morgen und der Tau auf der Haut. Und das erfüllt wahrscheinlich einen großen Teil der Phantasie eines jeden Mannes. All die traurigen Abenteuer in Pornografie und Liebe und Liedern sind nur kleine Schritte auf dem Weg zu dieser heiligen Vision.«<sup>3</sup> Das besagte Hausmädchen spielte übrigens Ukulele, ein Instrument, das die Figur im *Lieblingsspiel* für eine Laute hält, um das Mädchen infolgedessen zu einem Engel zu erheben. Und jeder weiß, dass nackte Engel einen Zugang zum Göttlichen besitzen.

»Leonard beschwerte sich stets, dass es keine Mädchen gab. Dass er keine Mädchen bekam«, sagt Mort Rosengarten. »Und das war immer höchst ernst gemeint.« Rosengarten ist Bildhauer und Leonards ältester Freund. Er ist das Vorbild für Kranz, den besten Freund des Protagonisten aus *Das Lieblingsspiel*. »Man darf nicht vergessen«, sagt Rosengarten mit sanfter Stimme, kaum wahrnehmbar über dem Surren des Ventilators, den er aufgrund seines Lungenemphysems

verwenden muss, »dass wir damals völlig nach Geschlechtern getrennt aufwuchsen. An der Schule hatten die Jungen in einem Teil des Gebäudes Unterricht, die Mädchen in einem anderen, und es gab keinerlei Berührungspunkte. Weil wir uns aber in unserem Verhalten von unseren Altersgenossen aus der Gesellschaft von Westmount unterschieden, hatten wir auch zu anderen Frauen keinen Zugang, die nur in einem bestimmten Umfeld anzutreffen waren. Meiner Meinung nach hatte Leonard Glück, weil er immerhin ein wenig Ahnung von Frauen hatte. Schließlich lebte er in einem Frauenhaushalt mit seiner Schwester Esther und seiner Mutter. Ich wusste gar nichts von Frauen – ich hatte nur einen Bruder, und meine Mutter hütete ihre weiblichen Geheimnisse. Und so klagten wir eben immer.«

Rosengarten lebt in einem kleinen, wackligen, zweigeschossigen Reihenhaus mit einer Badewanne in der Küche in der Nähe vom Parc du Portugal, abseits der Main. Als er vor vierzig Jahren hierher zog, war diese Gegend ein Arbeiterquartier mit hohem Einwandereranteil. Obwohl die Gentrifizierung unübersehbare Spuren hinterlassen hat, gibt es neben den teuren Boutiquen und Cafés auch noch die alten jüdischen Delikatessenläden mit den Resopaltischen, wie Mort und Leonard sie damals frequentierten. Es war eine ganz andere Welt als die ihrer privilegierten Herkunft in Westmount. Mort wuchs in Upper Belmont auf, fünfhundert Meter entfernt von den Cohens in Lower Belmont und wirtschaftlich betrachtet noch einmal in einer ganz anderen Sphäre. Zwar war das Geld schon längst nicht mehr da, aber die Rosengartens waren einmal sehr reich gewesen; sie besaßen zwei Cadillacs und ein Landhaus im Erholungsgebiet Eastern Townships, etwa hundert Kilometer von Montreal entfernt. Leonard war neun und Mort zehn Jahre alt, als sie Freunde



wurden. Kennen gelernt hatten sie sich im Juli 1944, fünf Monate nach dem Tod von Leonards Vater, auf neutralem Boden: in einem Ferienlager.

Die Cohens pflegten die Sommersaison gewöhnlich gemeinsam an der Küste von Maine in den USA zu verbringen. Aber in den Jahren 1940 und 1941, als Kanada Deutschland schon den Krieg erklärt, Amerika aber noch nicht in den Konflikt eingegriffen hatte, war es für Kanadier aufgrund der Aufschläge, die in den USA für Fremdwährung berechnet wurden, wesentlich vernünftiger, im eigenen Land Urlaub zu machen. Ein beliebtes Reiseziel waren die Laurentians, ein Seengebiet im Norden von Montreal. Der Schriftsteller Mordecai Richler beschrieb es als »ein veritables jüdisches Paradies, wie die Catskills in Klein«,<sup>4</sup> mit Hotels und Gasthöfen, in denen alte Männer mit Kippas auf dem Kopf gegenüber vom Bowling Green auf Jiddisch miteinander tratschten. Für die Kinder in Leonards Alter gab es die verschiedenen Ferienlager an den Seen rund um Sainte-Agathe. Das Camp Hiawatha bot seinen jungen Schützlingen die übliche Mischung aus frischer Luft, Blockhütten, Gemeinschaftsduschen, örtlicher Handwerkskunst, Spielplätzen und stechenden Insekten, aber »es war schrecklich«, wie Rosenberg heute noch voll Überzeugung erklärt. »Für die Leitung des Ferienlagers war es das Wichtigste, den Eltern zu versichern, dass ihre Kinder auf keinen Fall irgendeine Art von Abenteuer erleben würden. Ich musste ein paar Jahre hintereinander dorthin, Leonard nur einen Sommer, dann suchte ihm seine Mutter ein besseres Lager, in dem man Kanu fahren und Schwimmen lernen konnte.« Leonard wurde ein begeisterter und auch sehr guter Schwimmer. Eine genaue Kostenaufstellung aus dem Camp Hiawatha von 1944 bestätigt Rosengartens triste Schilderung der angebotenen Aktivitäten: Leonards Taschengeld war für

Kleinigkeiten vom Imbiss, Schreibwaren, Briefmarken, einen Haarschnitt und den Fahrschein für die Heimreise verwendet worden.<sup>5</sup>

Leonard und Mort verband dabei mehr als nur die Tatsache, dass sie beide aus wohlhabenden, jüdischen Elternhäusern kamen. Ihnen beiden fehlte eine bestimmende Vaterfigur in ihrem Leben – Leonards war tot und Morts war häufig unterwegs –, und sie hatten beide Mütter, die zumindest nach dem Maßstab der jüdischen Gesellschaft von Westmount in den Vierzigerjahren recht unkonventionell waren. Morts Mutter kam aus der Arbeiterschicht und betrachtete sich selbst als »modern«. Leonards war eine russische Einwanderin und war wesentlich jünger gewesen als ihr verstorbener Mann. Hätten die anderen Mütter in der kleinen, abgeschotteten Gemeinschaft Masha nicht schon aufgrund ihres Akzents und ihres Hangs zur Dramatik mit etwas Abstand betrachtet, dann spätestens deswegen, weil sie eine attraktive, auffällig gut angezogene, junge Witwe war. Aber Leonards und Morts Freundschaft vertiefte sich erst richtig, als die beiden vier Jahre später auf dieselbe Junior High School kamen.

Die Westmount High war ein großes, von üppigen Rasenflächen umgebenes, graues Steingebäude. Die Schule schmückte sich mit einem lateinischen Motto (*Dux Vitae Ratio*: Die Vernunft führt durch das Leben) und sah aus, als hätte sie sich bei Nacht und Nebel in der englischen Universitätsstadt Cambridge davongemacht und sei, weil sie es sattbekommen hatte, jahrhundertlang die Köpfe wohlherzogener kleiner Briten mit Wissen vollzustopfen, mit dem Flugzeug nach Kanada geflogen. Dabei handelte es sich um ein vergleichsweise noch junges Institut, eine protestantische Schule, die 1873 zunächst noch in einem weitaus beschei-

deneren Gebäude eröffnet worden war, aber dennoch zu den ältesten englischsprachigen Schulen in der Provinz Quebec zählte. Zu Leonards Zeit kam etwa ein Drittel bis Viertel der Schüler aus jüdischen Familien. Hinsichtlich der Religion herrschte Toleranz oder vielleicht auch Desinteresse, und die beiden Religionsgruppen mischten sich, schlossen untereinander Freundschaften und besuchten gemeinsame Partys. »Wir begingen die jüdischen Feiertage, aber wir feierten auch die christlichen«, berichtet Rona Feldman, eine von Leonards Klassenkameradinnen. »Viele von uns waren im Chor oder machten bei den weihnachtlichen Theaterstücken mit.« Leonards Familie achtete ziemlich streng auf die Etikette. Seine katholische Kinderfrau, die ihn jeden Morgen zum Unterricht brachte, obwohl die Schule, wie Mort Rosengarten berichtet, »nur eine Straße weiter lag«, hatte ihren Schützling in der Vergangenheit auch schon mit in ihre Kirche genommen. »Ich liebe Jesus«, sagte Leonard. »Das habe ich schon immer getan, sogar schon als Kind.« Er fügte hinzu: »Allerdings behielt ich das für mich: Ich wäre nicht im jüdischen Unterricht aufgestanden und hätte das hinausposaunt.«<sup>6</sup>

Mit dreizehn feierte Leonard seine Bar Mizwa, das jüdische Fest, das den Eintritt in das Erwachsenenleben markiert. Unter den Augen seiner Onkel und Cousins, einer ganzen Kompanie von Cohens, kletterte er auf eine Fußbank – er war klein für sein Alter und hätte sonst nichts sehen können – und las zum ersten Mal in der Synagoge, die seine Vorväter erbaut und geleitet hatten, aus der Thora vor. »Es waren viele Verwandte zugegen«, erinnert sich Rabbi Shuchat, bei dem Leonard seinen Bar Mizwa-Unterricht bekommen hatte, »aber es war sehr schwer für Leonard, weil sein Vater nicht dabei war«, um das übliche Segnungsgebet zu sprechen. Andererseits gab es seit Ausbruch des Krieges kaum noch Leute,

denen nicht irgendjemand oder irgendetwas fehlte. »Lebensmittel waren rationiert, und für bestimmte Waren gab es Gutscheine«, erinnert sich Rona Feldman. »In der Schule wurden Marken verkauft, ›War Saving Stamps‹, die Krieganleihen ähnelten, und manche Klassen wetteiferten darum, welche die meisten Marken pro Woche kaufte. Ein Mädchen, das auf unsere Schule ging, war im Rahmen eines Verschickungs-Programms, bei dem Kinder an sicherere Orte gebracht wurden, zu uns gekommen. Wir alle kannten Familien, von denen jemand in der Armee oder der Air Force in Übersee kämpfte.« Als der Krieg vorbei war, wurden die alpträumhaften Bilder der Opfer aus den Konzentrationslagern bekannt. Der Krieg, sagt Mort Rosengarten, »war eine sehr große Sache für uns«, für ihn und Leonard. »Es war ein äußerst bedeutsamer, bestimmender Faktor für unsere Wahrnehmung.«

Den Sommer 1948, die Übergangszeit zwischen der Roslyn Elementary School und der Westmount Junior High, verbrachte Leonard wieder einmal in einem Ferienlager. Zu den Erinnerungsstücken aus dem Camp Wabi-Kon zählen eine Urkunde fürs Schwimmen und sicheres Verhalten an Gewässern sowie ein Dokument, das in sauberer, ordentlicher Kinderschrift verfasst und von Leonard und sechs anderen Jungen unterschrieben worden war. Es war ein Schuljungenpakt, der wie folgt lautete: »Wir wollen uns nicht streiten und müssen versuchen, besser miteinander auszukommen. Wir wollen lernen, die Dinge mehr zu schätzen. Wir wollen mehr Sportsgeist und mehr Energie entwickeln. Wir wollen andere nicht herumschubsen. Wir dürfen nicht fluchen.«<sup>7</sup> Die Jungen hatten sich dazu einen Strafkatalog ausgedacht, dessen Sanktionen von einer ausgelassenen Mahlzeit bis zu einer halben Stunde früherem Zubettgehen reichten.

Die Ernsthaftigkeit und der Idealismus der Jungen er-

innern in ihrer Unschuld fast ein wenig an einen Enid-Blyton-Roman. Daheim in seinem Zimmer in der Belmont Avenue dachte Leonard allerdings an Mädchen – er schnitt Fotos von Fotomodellen aus den Zeitschriften seiner Mutter aus und guckte aus dem Fenster, wenn der Wind die Röcke der Frauen im Murray Hill Park hochwirbelte oder sie herrlich eng an ihre Schenkel presste. Auf den letzten Seiten seiner Comic-Hefte las er sich die Charles-Atlas-Werbungen genau durch, die dünnen kleinen Jungs wie ihm die richtigen Muskeln versprachen, mit denen man Mädchen für sich gewinnen konnte. Leonard war klein für sein Alter und machte bald die Entdeckung, dass Kleenex-Tücher noch zu anderen Dingen gut waren, beispielsweise, um sie sich in die Schuhe zu stopfen und damit ein paar Zentimeter an Höhe zu gewinnen. Es belastete Leonard, dass er kleiner war als seine Freunde. Selbst einige Mädchen an seiner High School waren einen Kopf größer. Aber er fand bald heraus, dass Mädchen mit »Geschichten und Gesprächen« zu gewinnen waren. In *Das Lieblingsspiel* betrachtet sich sein Protagonist schließlich als »kleiner Verschwörer, als durchtriebener Zwerg«.<sup>8</sup> Rona Feldman berichtet, dass Leonard sogar »sehr beliebt« bei den Mädchen in der Klasse war, obwohl die meisten ihn aufgrund seiner Größe »eher liebenswert als umwerfend männlich fanden. Ich habe ihn als wirklich süß in Erinnerung. Er hatte dasselbe Lächeln wie jetzt auch, halb grinsend, halb schüchtern, und wenn er lächelte, dann war das so echt – es machte einen glücklich, ihn lächeln zu sehen. Ich glaube, er war allgemein sehr beliebt.«

Mit dreizehn hatte Leonard damit begonnen, spätnachts noch loszuziehen, zwei oder drei Nächte in der Woche, und allein durch die verrufeneren Straßen von Montreal zu bum-

meln. Vor dem Bau des Sankt-Lorenz-Seewegs war die Stadt ein wichtiger Hafen gewesen, wo alle Waren für das nordamerikanische Inland von hochseetauglichen Frachtern entweder auf Kanalboote umgeladen werden mussten, die sie dann über die Großen Seen weitertransportierten, oder auf Güterzüge, die in den Westen fuhren. Nachts wimmelte es in der Stadt vor Seeleuten, Hafenarbeitern und den Passagieren der Kreuzfahrtschiffe, die im Hafen festmachten, und auf sie warteten zahllose Bars, die ganz offen gegen das Gesetz verstießen, demzufolge um drei Uhr früh eigentlich Sperrstunde war. In der Tagespresse wurden öffentlich Shows auf der Sainte-Catherine Street angekündigt, die um vier Uhr morgens anfangen und bis zum Morgengrauen dauerten. Es gab Jazz Clubs, Blues Clubs, Filmtheater, Bars, in denen lediglich die Quebec-typische Art von Country & Western gespielt wurde, und Cafés mit Musikboxen, deren Programm Leonard bald schon auswendig kannte.

Über seine nächtlichen Ausflüge schrieb er in einem unveröffentlichten, undatierten Text aus den späten Fünfzigern mit dem Titel »The Juke-Box Heart: Excerpt From A Journal«: »Als ich ungefähr dreizehn war, tat ich das, was meine Freunde auch taten, bis sie ins Bett gingen, und dann wanderte ich kilometerlang die Sainte-Catherine Street hinunter, verliebt in die Nacht, und spähte in Cafeterias mit Marmortischchen, in denen die Männer sogar im Sommer Überzieher trugen.« Es lag eine jugendhafte Unschuld in der Beschreibung dieser frühen Spaziergänge: Er guckte in die Fenster der Scherzartikelläden und merkte sich »die Zauberkunststückchen und Tricks, die Gummikakerlaken und die kleinen Vorrichtungen, die beim Händeschütteln vibrierten«. Bei seinen Spaziergängen stellte er sich vor, schon über zwanzig zu sein, »einen regendichten, abgewetzten Hut tief ins Gesicht gezogen, mit

brennendem Blick, einer Geschichte voller Ungerechtigkeiten im Herzen, einem Gesicht zu edel für Rache, des Nächsten über eine nasse Straße gehend, gefolgt vom Mitgefühl zahlloser Zuschauer, geliebt von zwei oder drei wunderschönen Frauen, die ihn niemals besitzen werden«. Vielleicht beschrieb er eine Figur aus einem der Comics, die er gelesen hatte, oder aus einem Piratenfilm; Leonard war schon damals ein begeisterter Kinogänger. Aber nachdem er diese Beschreibung noch mit einem Baudelaire-Zitat gewürzt hatte, war er selbstkritisch genug, um hinzuzusetzen: »Diese Schreibung ist mir peinlich. Ich bin Humorist genug, hier einen jungen Mann zu erkennen, frisch aus einem Stendhal-Roman und mit einer Vorliebe für Selbstinszenierung, der beim Laufen eine unbequeme Erektion loswerden möchte. Vielleicht wäre Masturbation die effektivere und weniger ermüdende Option gewesen.«<sup>9</sup>

Leonard ging langsam an den käuflichen Damen auf den Straßen vorüber, aber trotz des Verlangens in seinem Blick sahen die Huren über seinen Kopf hinweg, sprachen die Männer an, die vorübergingen, und offerierten ihnen genau das, was Leonard allmählich mehr wollte als alles andere. Die Welt seiner Phantasie muss sich damals enorm vergrößert und ein berauschendes Gefühl neuer Möglichkeiten mit sich gebracht haben, aber auch ein Gefühl der Isolation und ein Bewusstsein für den Blues. Mort Rosengarten, der seinen Freund nach einer Weile bei seinen nächtlichen Abenteuern begleitete, sagte: »Leonard sah jung aus und ich auch. Aber man wurde in den Bars trotzdem bedient – Mädchen schon mit dreizehn. Es war damals alles sehr offen und auch sehr korrupt. Viele dieser Bars wurden von der Mafia kontrolliert, man musste bezahlen, um eine Lizenz zu bekommen. Bei den Tavernen war es genauso – das waren Bars, die

nur Bier verkauften und nur Männer bedienten, Frauen wurden nicht eingelassen. Von diesen Kneipen gab es eine ganze Menge, weil dort die Getränke am billigsten waren. Wenn man da um sechs Uhr morgens hineinging, waren diese Läden rappellvoll. Leonard musste sich nicht aus dem Haus schleichen; wir kamen beide aus Familien, wo sich niemand wirklich sorgte oder fragte, wo wir waren. Aber die jüdische Gemeinde von Westmount war klein, eine sehr geschützte Umgebung mit einem starken Gruppengefühl, lauter junge Leute, die sich alle kannten. Deswegen ging er auf die Sainte-Catherine Street, um das kennen zu lernen, was wir nie gesehen hatten und auch niemals hatten tun dürfen.«

Während dieser Zeit erweiterte sich auch Leonards musikalischer Horizont. Auf Betreiben seiner Mutter hatte er Klavierstunden genommen – nicht, weil er besonderes Interesse oder Talent gezeigt hatte, sondern weil seine Mutter Leonard in beinahe allem unterstützte und Klavierstunden zu den Dingen zählte, die sich eben so gehörten. Dabei war das Klavier nicht das erste Instrument, das er lernte – in der Grundschule hatte er eine Tonette aus Bakelit gespielt, eine Art Blockflöte, allerdings nur kurze Zeit. Die Übungen, die ihm seine Lehrerin, Miss MacDougal, als Hausaufgaben aufgab, erschienen ihm eine öde und einsame Angelegenheit. Da war ihm die Klarinette lieber, die er in der High-School-Band spielte, neben Mort, der seinen eigenen Klavierstunden entkommen war, indem er sich für die Posaune entschied. Leonard engagierte sich bei verschiedenen außerplanmäßigen Schulaktivitäten, die nicht im Stundenplan standen. Er war zum Vorsitzenden des Schülerrats gewählt worden, saß im Leitungsgremium der Theater AG und gehörte zum Herausgeberteam des High-School-Jahrbuchs *Vox Ducum*, einer Zeitschrift, die sich rühmen kann, als erstes Druckerzeugnis



1950 eine Kurzgeschichte von Leonard veröffentlicht zu haben, »Kill Or Be Killed«.

Rosengarten erinnert sich: »Leonard war stets sehr wortgewandt und hatte keine Probleme damit, vor vielen Menschen zu sprechen.« In einem Bericht des Camps Wabi-Kon vom August 1949 heißt es: »Lenny ist der Anführer in der Blockhütte, und alle dort sehen zu ihm auf. Er ist der beliebteste Junge auf dem ganzen Gelände, zu jedem freundlich [und] wird auch von allen Betreuern sehr gemocht.«\* Gleichzeitig erinnern sich seine Schulfreunde an einen schüchternen Jungen, der sich dem einsamen Hobby des Gedichteschreibens widmete und Aufmerksamkeit eher von sich abzulenken versuchte, als dass er um sie buhlte. Nancy Bacal, ebenfalls eine enge Freundin, die Leonard von Kindesbeinen an kennt, beschreibt ihn zu jener Zeit als »jemand Besonderen, aber auf eine stille Weise. Das klingt widersprüchlich: Er nimmt die Führungsrolle stets ganz selbstverständlich an, bleibt aber gleichzeitig unsichtbar. Seine Intensität und Kraft operieren unterhalb der Oberfläche.« Eine seltsame Mischung, dieser so der Öffentlichkeit zugewandte und dabei doch private Charakter, aber offenbar kam er damit gut zurecht und behielt es so bei.

Der große Knall, der Augenblick, an dem Poesie, Musik, Sex und spirituelle Sehnsucht aufeinanderprallten und sich für Leonard zum ersten Mal miteinander verbanden, ereignete sich 1950, zwischen seinem fünfzehnten und sechzehnten

\* Im gleichen Bericht heißt es, Leonard sei hinsichtlich seiner Person und bei der Körperpflege »sauber und ordentlich. Er gibt auf seine Kleidung acht und ist stets gut angezogen.« Des Weiteren erwähnte man sein Interesse am Segeln – »er ist einer der besten Skipper im Camp« – und seinen »feinen Sinn für Humor«.

Geburtstag. Leonard stand vor einem Antiquariat und stöberte draußen in den Bücherkisten, als er dort auf einen Gedichtband mit ausgewählten Gedichten Federico Garcia Lorcás stieß. Er blätterte durch die Seiten und stieß unversehens auf »Gacela Of The Morning Market«, die Übersetzung von Lorcás »Gacela del mercado matutino«. Beim Lesen bekam er eine Gänsehaut. Leonard hatte so etwas schon früher gefühlt, wenn er die Kraft und Schönheit der Texte erfuhr, die in der Synagoge laut vorgetragen wurden – ein weiterer Quell von Geheimnissen. Lorca war Spanier, homosexuell, ein erklärter Antifaschist, den die nationalistische Miliz hingerichtet hatte, als Leonard zwei Jahre alt war. Aber »das Universum, das er enthüllte, erschien vertraut«, und seine Worte erleuchteten »eine Landschaft, in der man glaubte, allein gewandert zu sein«. <sup>10</sup> Die Einsamkeit gehörte zu dieser Landschaft. Wie Leonard über drei Jahre später zu erklären versuchte: »Wenn etwas auf bestimmte Weise gesagt wurde, dann schien es den Kosmos zu umarmen. Nicht nur mein Herz, alle Herzen waren daran beteiligt, und die Einsamkeit löste sich auf, und man fühlte, dass man diese leidende Kreatur inmitten eines leidenden Kosmos war, und der Schmerz war in Ordnung. Nicht nur das, er war die Art, wie man die Sonne und den Mond umarmte.« Er war, wie er selbst sagte, »völlig in den Bann geschlagen«. <sup>11</sup>

Lorca war nicht nur ein Dichter und Dramatiker, sondern sammelte auch alte, spanische Volkslieder, und seine Gedichte waren dunkel, melodisch, elegisch und sehr gefühlvoll; trotz ihrer Ehrlichkeit stärkten sie gleichzeitig den eigenen Mythos. Er schrieb, als seien Gesang und Poesie Teil desselben Atems. Seine Liebe zur Zigeunerkultur und seine depressiven Stimmungen machten Leonard mit der Traurigkeit, Romantik und Würde des Flamencos vertraut. Seine politische Haltung

vermittelte Leonard die Würde, Romantik und Traurigkeit des Spanischen Bürgerkriegs. Leonard hieß beide herzlich willkommen.

Er begann, ernsthaft Gedichte zu schreiben. »Ich wollte auf diese Gedichte antworten«, sagte er. »Jedes Gedicht, das dich berührt, ist wie ein Ruf, der eine Reaktion erfordert, und man möchte mit seiner eigenen Geschichte antworten.«<sup>12</sup> Er versuchte dabei nicht, Lorca zu kopieren – »das hätte ich nicht gewagt«. Aber er hatte das Gefühl, Lorca habe ihm die Erlaubnis erteilt, seine eigene Stimme zu finden, und ihm gleich eine Anleitung mitgegeben, wie er sie einsetzen sollte, nämlich »niemals nebenbei zu jammern«.<sup>13</sup> In den kommenden Jahren, wenn er in Interviews gefragt wurde, was ihn zur Poesie gebracht hatte, dann gab Leonard ein handfesteres Motiv an: um an Frauen heranzukommen. Frauen fanden es faszinierend, wenn ihre eigene Schönheit in Versen geschildert wurde, und bevor der Rock'n'Roll seinen Siegeszug antrat, hatten die Dichter darauf das Monopol. Aber für einen Jungen seines Alters, seiner Generation und seiner Herkunft fand das alles in seiner Phantasie statt, wie Leonard sagte: »Wir waren ausgehungert. Es war nicht wie heute, man schlief nicht mit seiner Freundin. Ich wollte einfach nur jemanden umarmen.«<sup>14</sup>

Mit fünfzehn, ungefähr zur gleichen Zeit, als er Lorcas Gedichte entdeckte, legte sich Leonard für zwölf kanadische Dollar in einer Pfandleihe in der Craig Street eine spanische Gitarre zu. Er stellte fest, dass er recht schnell ein paar rudimentäre Akkorde auf den oberen vier Saiten spielen konnte, dank der Tatsache, dass er zuvor (wie schon das hypnotisierte Hausmädchen in *Das Lieblingsspiel*) eine Ukulele besessen hatte. Das Ukulelespielen hatte Leonard sich selbst beigebracht: Ähnlich wie bei der Hypnose vertraute er auf eine

Anleitung, in diesem Fall auf das berühmte, 1928 erschienene Buch von Roy Smeck, dem so genannten »Hexenmeister der Saiten«. »Ich glaube, ich hatte meinem Cousin Lazy davon erzählt, der nach dem Tod meines Vaters immer sehr nett zu mir war – er nahm mich zum Beispiel mit zu den Baseballspielen im Montreal Ballpark, wenn die Montreal Royals aufliefen, das erste Team, bei dem Jackie Robertson spielte. Lazy sagte eines Tages: »Roy Smeck kommt ins El Morocco«, das war ein Nachtclub in Montreal, »möchtest du ihn kennen lernen?« Ich durfte zwar nicht ins Konzert, weil Kinder im Club keinen Einlass bekamen, aber Lazy brachte mich in Roy Smecks Hotel, und ich traf den großen Mann in seinem Zimmer.«<sup>15</sup>

Im Sommer 1950 fuhr Leonard wieder einmal ins Ferienlager – Camp Sunshine in Sainte-Marguerite – und nahm diesmal seine Gitarre mit. Hier begann er, Folk-Songs zu spielen, und zum ersten Mal entdeckte er, welche Möglichkeiten das Instrument zur Kontaktaufnahme bot.

### *Sie fahren mit fünfzehn noch ins Ferienlager?*

Ich fuhr als Begleiter mit. Es war ein Camp der jüdischen Gemeinde für Kinder, die sich die teuren Ferienlager nicht leisten konnten, und der damalige Leiter, ein Amerikaner, war rein zufällig Sozialist. Im Koreakrieg, der gerade ausgebrochen war, hielt er zu den Nordkoreanern. Die Sozialisten waren damals die Einzigen, die Gitarre spielten und Folk-Songs sangen; sie waren der Auffassung, dass sie die ideologische Verpflichtung hatten, die Songs zu lernen und weiterzugeben. Und so fiel mir *The People's Songbook* in die Hände. Kennen Sie das? Es ist ein großartiges Lieder-

buch, mit Akkorden und Griffstabellen, und ich arbeitete dieses Buch in jenem Sommer viele, viele Male durch, gemeinsam mit Alfie Magerman, dem Nefen des Leiters, der als Sohn eines Gewerkschafters als Sozialist galt und der ebenfalls eine Gitarre besaß. Ich lernte Gitarre, indem ich dieses Liederbuch immer wieder durcharbeitete. Auch die Texte berührten mich sehr. Oft waren es einfach Volkslieder, die umgeschrieben worden waren: Aus »His Truth Goes Marching On« hatten die Sozialisten ein Solidaritätslied gemacht: »In our hands is placed a power/Greater than their hoarded gold/Greater than the might of Adam/Multiplied a million-fold/We will give birth to a new world/From the ashes of the old/For the union makes us strong/Solidarity Forever/Solidarity Forever/Solidarity Forever/For the union makes us strong.« Es waren auch viele Wobbly-Songs darin – sagt Ihnen die Wobbly-Bewegung etwas? Das war eine internationale, sozialistische Arbeitergewerkschaft. Wunderbare Songs. »There once was a union maid/Who never was afraid/Of goons and ginks and company finks/And deputy sheriffs that made the raid... No you can't scare me, I'm stickin' with the union.« Ein großartiger Song.

Wenn die Länge dieser Antwort ein Indiz für seine damalige Begeisterung ist, dann war Leonard ganz offensichtlich Feuer und Flamme. Noch fünfzig Jahre nach seinem Aufenthalt im Camp Sunshine konnte er das *Songbook* von Anfang bis Ende auswendig singen.\* 1949 oder 1950 war eine Gitarre

\* Ein weiteres Lied, das er in diesem Ferienlager lernte, war »The Partisan«, der erste nicht selbst geschriebene Song, den er später aufnahm.

zwar noch nicht mit der enormen Symbolik und dem sexuellen Magnetismus aufgeladen, den sie später erhielt, aber Leonard entdeckte schnell, dass es die Mädchen auch nicht abschreckte, wenn man Musik machte. Ein Gruppenfoto vom Ferienlager zeigt den jungen Leonard, wie er, immer noch recht klein, ein wenig untersetzt und noch dazu in Kleidung, mit der sich kein Mann in der Öffentlichkeit zeigen sollte – weiße Shorts, weißes Polohemd, schwarze Schuhe, weiße Socken –, neben einem Mädchen sitzt, das blonder und cooler aussieht als alle anderen und mit dem Knie sein Bein berührt.

Nach seiner Rückkehr nach Westmount setzte Leonard seine Folk-Music-Studien fort, beschäftigte sich mit Woody Guthrie, Leadbelly, kanadischen Folk-Sängern, schottischen Grenzballaden oder Flamenco. »Damals begann ich die Musik zu entdecken, die ich liebte.«<sup>16</sup> Eines Tages traf er im Murray Hill Park zufällig einen jungen, schwarzhaarigen Mann, der in der Nähe der Tennisplätze stand und auf einer Akustikgitarre eine einsame, spanische Melodie spielte. Eine Gruppe Frauen hatte sich um den Musiker geschart. Leonard konnte erkennen, dass er sie auf eine spezielle, geheimnisvolle Weise »mit seiner Musik umwarb«.<sup>17</sup> Leonard selbst war ebenfalls fasziniert. Er blieb stehen und hörte zu, und in einem geeigneten Augenblick fragte er den jungen Mann, ob er ihm das Spielen beibringen würde. Der Musiker war, wie sich herausstellte, Spanier und verstand kein Englisch. Mit einer Mischung aus Gesten und gebrochenem Französisch schaffte es Leonard jedoch, die Telefonnummer der Pension zu bekommen, in der sich der Spanier ein Zimmer gemietet hatte, und ihm das Versprechen abzurufen, zur Belmont Avenue 599 zu kommen und ihm eine Stunde Unterricht zu erteilen.

Bei seinem ersten Besuch nahm der Spanier Leonards Ins-

trument zur Hand und untersuchte es genau. Es sei keine schlechte Gitarre, sagte er. Nachdem er sie gestimmt hatte, spielte er eine schnelle Flamenco-Akkordfolge und holte dabei einen Klang aus ihr heraus, wie Leonard es niemals für möglich gehalten hätte. Dann gab ihm der Spanier die Gitarre zurück und bedeutete ihm, nun selbst etwas zu spielen. Nach dem, was er gerade eben gehört hatte, wollte Leonard auf keinen Fall die Folk-Songs zu Gehör bringen, die er sich beigebracht hatte, und so schüttelte er den Kopf, als wollte er sagen: Ich weiß nicht, wie. Der junge Mann setzte Leonards Finger auf das Griffbrett und zeigte ihm ein paar Akkorde. Bevor er sich verabschiedete, versprach er, am nächsten Tag wiederzukommen.

In der zweiten Stunde zeigte der Spanier Leonard die sechs Akkorde des Flamencos, den er am Tag zuvor gespielt hatte, und in der dritten Stunde lernte Leonard das Flamenco-Tremolo. Er übte gewissenhaft und stellte sich dabei vor den Spiegel, um genau nachzuahmen, wie der junge Mann seine Gitarre beim Spielen gehalten hatte. Zur vierten Stunde erschien sein Lehrer dann nicht mehr. Als Leonard in der Pension anrief, ging die Wirtin ans Telefon. Der Gitarrist war tot. Er hatte Selbstmord begangen.

»Ich wusste nichts über diesen Mann, wieso er nach Montreal gekommen war, wieso er an diesem Tennisplatz gestanden hatte oder weshalb er sich das Leben nahm«, sagte Leonard sechzig Jahre später in Spanien vor einem Publikum ausgewählter Würdenträger, »aber es waren diese sechs Akkorde, dieses Muster, das zur Grundlage all meiner Lieder und meiner gesamten Musik wurde.«<sup>18</sup>

1950 gab es einige Veränderungen in Leonards Leben. Seine Mutter hatte wieder geheiratet – Harry Ostrow, einen Apotheker. Leonards Cousin David Cohen beschrieb ihn als

einen »sehr angenehmen, unauffälligen Mann, einen netten Kerl«, zu dem Leonard allenfalls eine recht spannungsfreie, aber distanzierte Beziehung hatte. Wenig später wurde auch bei Mashas zweitem Ehemann eine schwere Erkrankung diagnostiziert. Während seine Mutter also damit zurechtkommen musste, wieder einen kranken Mann zu pflegen, und seine inzwischen zwanzigjährige Schwester andere Dinge im Kopf hatte als ihren heranwachsenden Bruder, war Leonard sich weitgehend selbst überlassen. Wenn er nicht im Klassenraum saß oder nach der Schule einer anderen Aktivität nachging, saß er in seinem Zimmer und schrieb Gedichte, und immer öfter fuhr er mit Mort durch die Straßen von Montreal.

Mort, der mit sechzehn inzwischen alt genug zum Autofahren war, nahm sich einen der beiden Familien-Cadillacs und kutschte damit zu Leonards Haus. »Zu unseren Lieblingsbeschäftigungen gehörte es, um vier Uhr früh durch die Straßen von Montreal zu fahren, vor allem durch die älteren Stadtteile, am Hafen entlang und in Richtung East End, zu den Ölraffinerien«, erzählt Rosengarten. »Wir hielten Ausschau nach Mädchen – nachts um vier auf den Straßen. Wir dachten, da würden diese wunderschönen Mädchen herumlaufen, die nur auf uns warteten. Natürlich war niemand unterwegs.« Selbst wenn hoher Schnee lag und die Straßen wie leergefegt waren, fuhren die beiden Jungen nachts mit voll aufgedrehter Heizung umher, nach Osten zu den Townships oder nach Norden zu den Laurentians. Der Cadillac mit Mort am Steuer zog eine schwarze Linie durch die tiefen Schneewehen, als übte Moses für den Trick mit dem Roten Meer. Und sie redeten über Mädchen, über alles.

»[Sie waren] an nichts gebunden. Sie konnten alles ausprobieren. Bäume, die hundert Jahre lang gewachsen waren,



wischten wie Blitze vorbei. Sie rasten durch Dörfer, in denen Menschen ihr ganzes Leben verbracht hatten ... In der hinter ihnen liegenden Stadt schossen ihre Familien wie Weinranken in die Höhe ... Sie flohen vor ihrer Überzahl, vor der wahren Bar Mizwa, dem eigentlichen Erwachsenwerden, vor der tatsächlichen und bösartigsten Beschneidung. Die Gesellschaft wartete nur darauf, sie ihnen zuzufügen, durch Einschränkungen und stumpfsinnige Routine«, schrieb Leonard, als er diese nächtlichen Fahrten mit Mort fiktional aufarbeitete. »Die Straße war leer. Niemand sonst war auf der Flucht, was ihre Freundschaft noch einmal vertiefte.«<sup>19</sup>

### 3. Kapitel

#### Zwanzigtausend Verse

Die Straßen rund um die McGill University waren nach hochwohlgeborenen Briten benannt – Peel, Stanley, Mc-Tavish –, während die Gebäude selbst von soliden, steinharten Schotten aus solidem, schottischem Stein errichtet worden waren. Der großen Bibliothek haftete ein Hauch von Oxbridge an, ebenso dem großartigen Arts Building, auf dessen Kuppel die McGill-Flagge auf Halbmast flatterte, wenn einer aus den Reihen der Universität gestorben war. Der luftige Kreuzgang wurde von hohen, dünnen Bäumen flankiert, die selbst dann kerzengerade aufgerichtet blieben, wenn der schwere Schnee sie niederdrücken wollte. Hinter den eisernen Toren lagen viktorianische Villen, von denen einige in Studentenquartiere umgewandelt worden waren. Hätte jemand behauptet, das Britische Empire würde von der McGill aus regiert, dann wäre es verzeihlich gewesen, das tatsächlich für bare Münze zu nehmen. Im September 1951, als Leonard an seinem siebzehnten Geburtstag zum ersten Mal die Tore der Universität durchschritt, war das Gelände eine eigene Stadt innerhalb der Stadt, so perfekt im Stil des neunzehnten Jahrhunderts gehalten wie nirgendwo sonst auf dem ganzen nordamerikanischen Kontinent.

Drei Monate zuvor hatte Leonard an der Westmount High seinen Abschluss gemacht. Das Jahrbuch *Vox Ducum*, dessen

Mitherausgeber er gewesen war, enthält zwei Fotos von ihm: ein Gruppenbild, in dem der Sechzehnjährige den Betrachter aus der Mitte der vorderen Reihe anstrahlte und das mit der unvertraut vertraulichen Unterschrift versehen war: »Len Cohen, Vorsitzender des Schülerrats«, sowie ein wesentlich formelleres Porträt neben seinem Jahrbuch-Eintrag, das ihn im Anzug und mit einem in weite Ferne gerichteten Blick zeigte. Wie es in diesen Jahrbüchern üblich war, begann Leonards Eintrag mit einem markigen Spruch: »Und können wir auch die Furcht nicht überwinden, so können wir uns ihr doch auf eine solche Weise beugen, dass wir sie an Größe überragen.« Darunter fand sich eine Auflistung seiner Abneigungen (»der Cola-Automat«), Hobbys (»Fotografieren«), Freizeitvergnügen (»in den Pausen kleine Gesangeinlagen organisieren«) sowie das Ziel: »ein weltberühmter Redner werden.« Unter »Prototyp« beschrieb sich Leonard als »den kleinen Kerl, der immer da ist«. Der Eintrag schloss mit einer beeindruckenden Nennung seiner außerstundenplanmäßigen Aktivitäten: Vorsitzender des Schülerrats, Mitherausgeber der *Vox Ducum*, Mitglied beim Menorah Club, dem Art Club, dem Current Events Club, der YMHA (Young Men's Hebrew Association) und Cheerleader. Es hatte ganz den Anschein, als handle es sich hier um einen Sechzehnjährigen mit großem Selbstbewusstsein, versetzt mit einer ordentlichen Portion der für Kanada typischen Selbstironie. Ingesamt gesehen jedenfalls ein Erfolgsmensch. Da verstand es sich beinahe von selbst, dass der nächste Schritt zur McGill University führen würde, der führenden englischsprachigen Universität der Provinz Quebec.<sup>1</sup>

In seinem ersten Jahr an der McGill studierte Leonard Geisteswissenschaften und wandte sich anschließend den Fächern Mathematik, Wirtschaft, Politikwissenschaften und

Jura zu. Oder vielmehr, wie er selbst es formulierte, er las, trank, machte Musik und schwänzte so viele Vorlesungen wie möglich. Betrachtet man den Leistungsdurchschnitt bei seinem Abschluss – 56,4 Prozent – dann handelte es sich offenbar nicht um eine seiner sonst üblichen Untertreibungen. In seinem Lieblingsfach, Englische Literatur, tat sich Leonard nicht besonders hervor, ebenso wenig wie in Französisch, einem Fach, das er nach Auskunft seines Freundes und Kommilitonen Arnold Steinberg, dem heutigen Kanzler der McGill, vor allem deswegen belegte, »weil wir beide gehört hatten, dass der Kurs nicht weiter schwer war. Ich bestand die Prüfung nicht, und Leonards Französischkünste waren mit Sicherheit kaum vorhanden. Wir nahmen das Fach nie ernst.« Es stand nichts von Baudelaire oder Rimbaud auf dem Stundenplan; die Studenten schlugen sich stattdessen ein Jahr lang mit einem Buch herum, das von einem jungen, weißrussischen Aristokratenpaar handelte, das nach der Revolution nach Paris geflohen war und dort nun als Diensthofen für eine französische Familie arbeitete. Es stammte aus der Feder des französischen Dramatikers Jacques Deval und trug den Titel *Towarischtsch* – wie Leonards Scotchterrier Tinkie ursprünglich hatte heißen sollen.\*

Diese Desinteresse an der Sprache, die immerhin die Hälfte der Bevölkerung ihrer Heimatstadt sprach, war nicht allein Leonard und seinen Freunden vorbehalten. Die englischsprachigen Bürger Montreals – vor allem, wenn sie aus den privilegierten Enklaven wie Westmount stammten, von denen die McGill sozusagen ein privilegierter Ableger war – hatten nur wenig Kontakt mit ihren französischsprachigen

\* Tinkie lebte damals noch: Er starb mit sechzehn Jahren, nachdem er allein in einem Schneesturm herumgeirrt war.

Nachbarn, abgesehen von den Frankokanadierinnen, die in den Dreißigern im Zuge der Weltwirtschaftskrise aus den ländlichen Gebieten in die Stadt geströmt waren und vielfach als Hausmädchen arbeiteten. Die allgemeine Einstellung zur Zweisprachigkeit entsprach in weiten Teilen jener von Ma Ferguson, der ersten Frau auf dem Gouverneursposten in Texas, auch wenn sie vielleicht weniger religiös motiviert war: »Wenn die englische Sprache gut genug für Jesus Christus war, dann ist sie gut genug für alle.« Den englischsprachigen Montrealern der damaligen Zeit war Französisch so fremd wie jedem Schulkind in England oder Deutschland, und wenn überhaupt, dann wurde Französisch von einem englischen Muttersprachler unterrichtet, weil Lehrer mit französischer Muttersprache an englischen Schulen nicht eingestellt wurden (und umgekehrt).

»Die Franzosen waren unsichtbar«, sagt Mort Rosengarten. »Damals hatten wir zwei Schulbehörden in Montreal: die katholische, die französisch geprägt war, und die protestantische, englische. Die Juden hatten eine Zeitlang eine eigene Schulbehörde gehabt, sich dann aber mit den Protestanten zusammengetan. Man ging nicht nur auf verschiedene Schulen, die Schulen hatten auch verschiedene Unterrichtszeiten, sodass die Kinder nie zur gleichen Zeit auf den Straßen waren und man sich niemals kennen lernte. Es war sehr seltsam.« Mort war bereits seit einem Jahr an der McGill und studierte Geisteswissenschaften, und Steinberg hatte sich für Wirtschaft eingeschrieben, als Leonard zu ihnen stieß. Wie schon an der Westmount High tat sich Leonard vor allem in Aktivitäten abseits der Vorlesungen und Seminare hervor. Wie ein guter Lehrling seines Großvaters Lyon sammelte er Komitee- und Vorstandsposten sowie Mitgliedschaften in den verschiedensten Clubs und Gesellschaften.

Gemeinsam mit seinen Kommilitonen wurde Leonard automatisch in die Debating Union Society aufgenommen. In den Diskussionen dieses Debattierclubs brillierte er. Er besaß ein natürliches Gespür und Talent dafür, Sprache ganz präzise anzuwenden. Ihm fiel es leicht, eine Stellungnahme zu verfassen, wobei es keine Rolle spielte, ob sie seine innersten Gedanken widerspiegelte oder nicht; entscheidend war, dass sein Dichterohr das Resultat als überzeugend oder zumindest wohlklingend einstufte und er davon ausging, dass es das Publikum für ihn einnehmen würde. Für einen schüchternen jungen Mann hatte Leonard überraschend wenige Probleme damit, auf eine Bühne zu steigen und vor einer größeren Menge zu sprechen, und für seine Fertigkeit als Redner bekam er an der McGill eine glatte Eins. In seinem ersten Jahr an der Universität holte Leonard den Bovey-Shield-Preis für das Debattierteam seiner Universität, im zweiten Jahr wurde er zum Schriftführer des Clubs, im dritten stieg er zum stellvertretenden Vorsitzenden auf und in seinem vierten und letzten Jahr übernahm er den Vorsitz selbst.

Leonard und Mort traten einer jüdischen Verbindung auf dem Campus bei, Zeta Beta Tau, und auch hier wurde Leonard zum Vorsitzenden gewählt, sogar noch schneller. Einer Urkunde zufolge fand seine Wahl am 31. Januar 1952 statt, nur vier Monate nach seinem Eintritt in die Universität.<sup>2</sup> Wie bei allen Studentenverbindungen hatte auch die ZBT ihr eigenes Liederbuch – feierliche Marschlieder jener Sorte, die mit Alkoholkonsum immer besser werden –, und Leonard kannte sämtliche Texte. Verbindungen und Leitungsposten mögen bei einem Jugendlichen, der sich zu sozialistischen Überlegungen und dichterischen Ambitionen bekannt hatte, überraschend gesellschaftskonform erscheinen, aber wie Arnold Steinberg bemerkte, »ist Leonard nicht *anti-establishment* und

war es auch nie, sieht man einmal davon ab, dass er nie getan hat, was das Establishment tut. Aber deswegen ist er nicht *anti-establishment*. Leonard war der förmlichste unter all meinen Bekannten. Nicht förmlich im Umgang mit anderen – er hatte eine sehr gewinnende Art und war sehr, sehr charmant. Aber in seinen Umgangsformen, seiner Kleidung, seiner Ausdrucksweise. Er ging sehr konventionell an Dinge heran.«

In den Berichten aus dem Ferienlager war Leonard als sauber, ordentlich und höflich beschrieben worden, und das war er auch. »So wurden wir erzogen«, sagt David Cohen, Leonards Cousin. »Wir waren stets angehalten, gute Manieren an den Tag zu legen und ›ja, Sir‹, bitte und danke zu sagen, aufzustehen, wenn ein Erwachsener das Zimmer betrat, und so weiter.« Schon damals stand Leonard in dem Ruf, sich stets hundertprozentig korrekt zu kleiden (obwohl er in seinem typischen Understatement vermutlich darauf bestanden hätte, dass es nur neunzig Prozent waren). Mort teilte Leonards Begeisterung für gute Anzüge. Da sie beide aus Familien stammten, die in der Textilindustrie zu Hause waren, konnten sie ihrer Leidenschaft auch ausgiebig frönen.

»Wir entwarfen als Teenager unsere eigene Kleidung und wählten dabei sehr elegante Schnitte«, sagt Rosengarten, »die insgesamt eher konservativer ausfielen, als die Mode damals vorgab. Ich war mit einem Maßschneider bekannt, der mir die Anzüge nach meinen Vorstellungen nähte, und dem auch Leonard sagte, was er gern wollte. Ich ließ mir sogar meine Hemden schneiden, aber vor allem deswegen, weil ich einen sehr dünnen Hals habe und keine Erwachsenenhemden in meiner Größe fand.« David Cohen erinnert sich an Mort, wie er im Billardzimmer des Studentenwerks in einer Ecke stand, eine Zigarette locker im Mundwinkel und die Ärmel seines maßgeschneiderten Hemds mit Ärmelhaltern

hochgeschoben. »In vieler Hinsicht«, fährt Rosengarten fort, »standen die Konformisten der jüdischen Gemeinschaft von Westmount der Tatsache sehr feindselig gegenüber, dass wir Künstler waren, die sich nicht anpassten und nicht die richtigen Dinge taten – aber wir hatten immer schöne Anzüge. Und Leonard war stets makellos gekleidet.«

Leonards Unkonventionalität zeigte sich an anderen Dingen, wie Steinberg berichtet. »Er schrieb und zeichnete unablässig, schon als Teenager, und er ging nirgendwo ohne einen Notizblock hin. Er zeichnete unendlich viele Skizzen, aber meistens schrieb er. Er hatte Ideen, notierte sie, und er verfasste Gedichte. Das Schreiben war seine Leidenschaft, und es war wie ein Teil von ihm. Ich erinnere mich, wie ich einmal im Französischunterricht neben ihm an einem dieser Doppeltische saß. Damals hielten wir eine Engländerin namens Shirley für das hübscheste Mädchen überhaupt. Er war fürchterlich in Shirley verliebt und schrieb während des Unterrichts Gedichte, die von ihr inspiriert waren.«

Mädchen und Schreiben waren die beiden Dinge, die den jugendlichen Leonard mit Abstand am meisten beschäftigten, und in beiden Bereichen machte er im Vergleich zu seiner Zeit an der Westmount High entscheidende Fortschritte. In dem einen mehr als in dem anderen: In der Liebe war er noch weit entfernt von jenem Triumphmarsch, den er in *Das Lieblingsspiel* beschreibt. Dort geht sein Protagonist innerlich jubelnd nach Hause, nachdem er noch kurz zuvor in den Armen seiner Geliebten gelegen hat; am liebsten würde er jedem von seiner Eroberung erzählen, und er ist fast beleidigt, dass die Bürger von Westmount noch keine Parade für ihn organisiert haben, um ihn mit einem Konfettiregen zu empfangen. Aber das waren eben die Fünfziger, in denen Schlüpfers weiß wie Gartenzäune bis hoch zur Brust reichten, wo sie



dann auf Büstenhalter trafen, die unüberwindlichen Festungen glichen. Als Junge blieben einem nur wenige Möglichkeiten. »Man durfte irgendwann die Hand eines Mädchens halten«, berichtete Leonard. »Und manchmal durfte man seine Auserwählte sogar küssen.« Alles Weitere war »verboten«.<sup>3</sup>

Seine Texte kannten keine derartigen Beschränkungen und waren recht promisk. Leonard schrieb ständig Gedichte, wie sich Rosenberg erinnert, »in einer Art Tagebuch, das er stets bei sich trug, und das er gelegentlich verlor oder irgendwo liegen ließ, um es am nächsten Tag wie wild zu suchen. Er war dann völlig außer sich, weil das Büchlein seine ganze Arbeit enthielt und er keine Abschriften besaß.« Zu Hause hatte Leonard angefangen, eine Schreibmaschine zu benutzen, und hämmerte auf den Tasten herum, während sein Großvater, Rabbi Solomon Klonitzki-Kline, im Nebenzimmer schrieb. Mashas Vater war für ein Jahr bei ihnen eingezogen, und er und Leonard saßen abends gelegentlich beisammen und gingen das Buch Jesaja durch, das der Rabbi auswendig kannte und das Leonard wegen seiner poetischen Kraft, seiner Bildersprache und der Prophezeiungen lieben lernte. Mehr als alles andere genoss es Leonard aber, mit dem alten Mann dazusitzen, der später »Solidarität und Freude« darüber zum Ausdruck brachte, dass sein Enkel ebenfalls Schriftsteller wurde.<sup>4</sup> Trotz seiner schlechten Noten im Englischen (in Mathematik schlug er sich wesentlich besser) entwickelte sich Leonard während seiner Zeit an der McGill zu einem wahren Poeten – er wurde sogar in einer spontanen Zeremonie von Louis Dudek, dem polnisch-kanadischen katholischen Dichter, Essayisten und Verleger, offiziell zum Dichter geschlagen. Dudek unterrichtete einen Literaturkurs, den Leonard während seines dritten Studienjahres besuchte. Die fünfzig Teilnehmer trafen sich jeden Montag, Mittwoch und Freitag um

fünf Uhr nachmittags im Arts Building, und der Stundenplan umfasste Goethe, Schiller, Rousseau, Tolstoi, Tschchow, Thomas Mann, Dostojewski, Proust, T. S. Eliot, D. H. Lawrence, Ezra Pound und James Joyce.

Laut Ruth Wisse, einer von Leonards Kommilitoninnen, die heute Professorin für Jiddische Literatur und Vergleichende Literaturwissenschaft in Harvard ist, versuchte Dudek seinen Studenten vor allem zwei Dinge zu vermitteln: »Das Erste war moderne Dichtung und Literatur, die im Ausland bereits voll erblüht war, aber in Kanada bisher kaum Fuß gefasst hatte und aus kleinen Gruppen von Dichtern bestand, die lediglich ein begrenztes Publikum fanden... Zweitens ging es ihm um die Vermittlung der enormen Bewegung in der europäischen Literatur und im europäischen Denken seit dem achtzehnten Jahrhundert, mit all seinen tiefgreifenden, praktischen Auswirkungen, die der studentische Verstand erst noch erfahren musste, wie kaltes Wasser, das eimerweise von einer hohen Zinne geschüttet wurde.« Dieser erste Punkt, sagte sie, »gab Leonard großen Auftrieb«. Er war restlos überzeugt, dass er zu dieser Welt moderner, kanadischer Dichter gehörte, und »dementsprechend behandelte er seinen Lehrer nicht mit der Ehrfurcht, die beispielsweise ich an den Tag legte, sondern mehr wie einen Kollegen, mit dem er auf Augenhöhe stand«. <sup>5</sup> Leonard sah das genauso. »Damals war ich sehr selbstbewusst. Ich zweifelte nicht daran, dass mein Werk die Welt schmerzlos durchdringen würde. Ich glaubte fest daran, zu den Großen zu gehören.« <sup>6</sup>

Eine Leidenschaft, die ein wenig hinter Leonards anderen Interessen und Hobbys zurückfiel, obwohl sie noch immer gut im Rennen lag, war die Musik. Bedenkt man, wie vielen Clubs und Gesellschaften er beitrug, ist es verwunderlich, dass Leonard nicht zum McGill Music Club gehörte

(zumal im Komitee eine attraktive Blondine namens Ann Peacock saß, deren Namen man auch im Impressum des Literaturmagazins *The Forge* entdecken konnte). Aber 1952, zwischen seinem ersten und zweiten Studienjahr, gründete Leonard mit zwei Studienfreunden, Mike Doddman und Terry Davis, seine erste Band. The Buckskin Boys waren ein Country & Western-Trio, das sich anschickte, den Square-Dance-Markt von Montreal zu erobern (Mort hatte noch nicht Banjospielen gelernt, sonst wären sie ein Quartett geworden).

*Eine Squaredance-Band? Was hat Sie denn da geritten?*

Squaredance war damals sehr beliebt. Wir wurden für Tanzveranstaltungen an High Schools und für Kirchenfeste gebucht – das waren die gesellschaftlichen Anlässe, die von der älteren Generation unterstützt und gutgeheißen wurden. Es gab keine langsamen Tänze, man berührte sich nicht allzu oft, man hakte sich lediglich unter und wirbelte sich ein wenig herum. Sehr anständig. [Lächelt ironisch.] Und wir stellten fest, dass wir alle hirschlederene Jacken besaßen – ich hatte meine von meinem Vater geerbt. Deshalb nannten wir uns die Buckskin Boys.

*Die einzige jüdische Country & Western-Band in Montreal?*

Die Gruppe war sehr gemischt, was die Religion betraf. Mike war ein Nachbar von mir, der Mundharmonika spielte, und Terry, der mit Mike befreundet war, wusste, wie die Tänze hießen und wie man ei-

nen Eimerbass spielt [ein Instrument aus Waschzuber, Bindfaden und Hockeyschläger]. Wir brachten die allseits bekannten Lieder, wie »Red River Valley« und »Turkey In The Straw«.

*Waren Sie gut?*

Wir hielten uns nie für besonders großartig, aber wir waren glücklich, dass die Leute uns engagierten. Würde ich diese Musik heute hören, dann würde sie mir vermutlich gefallen. Aber wir betrachteten sie nie als zukunftssträchtige Sache, die langfristig irgendetwas bewegen würde. Es hatte nichts mit Karriere zu tun. Das Wort »Karriere« hat in meinem Herzen stets einen unattraktiven und belastenden Nachhall. Ich achtete immer darauf, an dieser Aktivität, die da Karriere genannt wird, möglichst nicht teilzunehmen, und es ist mir bisher recht gut gelungen, sie zu vermeiden.

Die Band probte im Spielzimmer von Terrys Elternhaus, das im Keller lag. »Sie schienen zusammen immer viel Spaß zu haben und frotzelten stets gut gelaunt miteinander«, erinnert sich Dean Davis, der Bruder des inzwischen verstorbenen Terry; Dean bediente bei den Auftritten der Band das Grammophon und betätigte sich als Tonmischer. »Ich weiß, dass meine Eltern der Ansicht waren, Leonard sei für sein Alter sehr höflich und ein richtiger Gentleman. Meine Mutter fand es immer sehr lustig, dass ihr Trio einen Protestanten, einen Juden und einen Katholiken in seinen Reihen hatte.« Terrys Witwe Janet Davis berichtet: »Wenn sie ihnen etwas zum Abendessen machte und am Freitag etwas Schweine-

fleisch darin war, dann sagte sie ihnen, es sei Lamm, wenn sie fragten.«

Leonard spielte noch in einer zweiten Band, einer rein jüdischen, die zu Hillel gehörte, der Jüdischen Studentenvereinigung an der McGill, und diese Gruppe sorgte für die musikalische Untermalung eines Theaterstücks, zu dessen Besetzung Freda Guttman und Yafa »Bunny« Lerner gehörten, zwei Freundinnen von Leonard aus seiner Collegezeit. Meist spielte er jedoch Gitarre – allein, im Kreuzgang, im Verbindungshaus oder überall, wo gerade gefeiert wurde. Es war kein Auftritt, er spielte einfach. Leonard und seine Gitarre gehörten ebenso zusammen wie Leonard und sein Notizbuch. Melvin Heft, der bei mehreren dieser Partys zugegen war, berichtet: »Nach einer Weile, wenn die richtige Stimmung aufkam, holte Leonard seine Gitarre hervor, spielte ein paar Lieder und sang uns etwas vor. Er war kein Angeber und versuchte nicht, eine große Welle zu machen, von wegen: ›Ich singe jetzt etwas für euch.‹ Er tat es einfach, ganz unaufgeregt, es war für ihn ganz selbstverständlich. Er war immer da und sang. Ihm machte es Spaß und uns auch.«

An den Wochenenden verlagerte sich das Geschehen oft in Morts Haus draußen in den Townships – ein halbes Dutzend junger Leute quetschte sich in ein Auto und fuhr aufs Land. Morts Eltern waren nicht da, das Haus war leer, abgesehen von einem Mann, der sich um das Grundstück kümmerte, und einer Frau, die als Haushälterin fungierte, aber sie waren beide nicht in der Position, den Feiernden Einhalt zu gebieten. Oft war Leonard dabei, Arnold Steinberg, manchmal Yafa und Freda, Marvin Schulman – der Erste, der sich später offen zu seiner Homosexualität bekannte – und Robert Hershorn, ein enger Freund Leonards, der aus einer noch reicheren Familie stammte. Sie saßen beisammen, tranken und redeten.

Wenn es dunkel wurde, fuhren sie zum Ripplecove Inn am Ayers Cliff über dem Massawippi-See, tranken und redeten weiter. Wenn der Gasthof zumachte, kehrten sie zum Haus zurück, legten eine Platte auf das Grammophon oder machten selbst Musik – Leonard nahm seine Gitarre, ging die Folk-Songs durch, die er im sozialistischen Ferienlager gelernt hatte, oder spielte die Pop-Songs, die er von den Jukeboxen auf der Sainte-Catherine Street aufgeschnappt hatte.

»Wir hörten damals sehr viel Musik«, sagt Rosengarten, »und Leonard war in dieser Hinsicht gnadenlos, schon bevor er eigene Sachen schrieb. Er spielte ein Lied, ob das nun ›Home On The Range‹ war oder etwas anderes, den ganzen Tag, immer wieder, spielte es auf der Gitarre und sang. Wenn er ein neues Lied lernte, dann spielte er es tausend Mal, unentwegt, Tage und Wochen, immer wieder das gleiche Lied, einmal schneller, einmal langsamer, mal so, mal so. Es trieb einen die Wand hoch. Genauso war er dann, als er seine eigenen Songs zu schreiben begann. Er arbeitet noch heute so. Er braucht vier Jahre, um einen Text fertigzustellen, weil er dafür zwanzigtausend Verse schreibt.«

Manchmal versammelte sich die kleine Gruppe auch in Leonards Elternhaus an der Belmont Road 599, wobei seine Familie dann zu Hause war. Esther schaute kurz bei ihnen herein und verschwand dann wieder; ihr kleiner Bruder und seine Freunde interessierten sie wenig. Masha hingegen ließ sich gern bei diesen Treffen sehen, kümmerte sich um die jungen Leute, machte Essen und unterhielt sie. »Seine Mutter war eine Frau mit einem Gespür fürs Dramatische«, sagt Rosengarten. »Sie war aus Russland, und sie konnte schrecklich unglücklich über irgendetwas sein, um dann einen Augenblick später in Gelächter auszubrechen. Manchmal wollten wir abends gegen neun noch einmal in die Stadt, und Masha

bekam einen Anfall, sagte, das sei keine Zeit, um das Haus zu verlassen, und regte sich mächtig auf. Aber bei anderen Gelegenheiten, wenn wir um drei Uhr morgens mit acht Freunden aus einer Bar kamen und zu Leonard nach Hause gingen, um dort weiterzufeiern, dann kam sie hinunter, begrüßte uns alle, bot uns etwas zu essen an und hatte überhaupt kein Problem mit der Situation. Man konnte nie vorhersagen, wie sie reagieren würde.« Steinberg führt das weiter aus: »Masha war sehr sprunghaft, aber alle mochten sie, weil sie ein wundervoller, warmherziger Mensch war und Leonard anbetete. Ich glaube nicht, dass sie Kontakt zu vielen anderen Müttern pflegte, deshalb machte sie sich nicht die üblichen Sorgen. Mir erschien es, als ob Leonard sehr viele Freiheiten genoss. Es war immer lustig, bei ihnen vorbeizuschauen. Ich saß da und hörte zu, und Leonard spielte Gitarre. Er hielt sich nie für einen guten Musiker oder überzeugenden Entertainer, aber er spielte ständig und war stets bestrebt zu lernen.«

Mitte der Fünfziger waren es zunehmend auch Dichter und Schriftsteller, ältere Männer und häufig Lehrkräfte von der McGill, die bei Leonards Partys erschienen. »Es gab keine Grenzen, es wurde nicht nach Professor und Student unterteilt«, sagte Leonard. »Sie mochten unsere Freundinnen.«<sup>7</sup> Zu den einflussreichsten von ihnen gehörten Louis Dudek, Frank »F.R.« Scott, der Dekan der juristischen Fakultät der McGill und gleichzeitig Dichter und Sozialist war, sowie Hugh MacLennan, der Autor des gefeierten, 1945 erschienenen Buches *Two Solitudes*, einer Allegorie der unversöhnlichen Unterschiede zwischen den englisch- und französischsprachigen Bevölkerungsgruppen in Kanada. MacLennan kam im gleichen Jahr an die McGill wie Leonard, der seine Seminare über den Modernen Roman und Kreatives Schreiben besuchte. Aber besonders entscheidend war die Anwesenheit eines an-

gehenden Lehrers für Politikwissenschaft, eines Dichters, den Leonard 1954 kennen lernte, nachdem er ihn dazu eingeladen hatte, im Verbindungshaus aus seinem neuen Buch *The Long Pea-Shooter* vorzulesen. »Es gab Irving Layton, und es gab uns andere«, sagte Leonard beinahe ein Menschenleben später. »Er ist unser größter Dichter, unser größter Weltmeister der Dichtkunst.«<sup>9</sup> Irving Layton hätte dem sicherlich zugestimmt und noch ein paar weitere lobende Adjektive hinzugefügt. Er war eine überlebensgroße Figur, ein lauter, grober Mensch, der aussah, als sei er aus demselben schottischen Stein gehauen worden wie die McGill, nur mit weniger Liebe zum Detail. Layton war ein Hitzkopf mit glühenden Augen, in dem ein inneres Feuer brannte. Leonard und eine Reihe außergewöhnlicher Frauen liebten ihn.

Bei einer Partnervermittlungagentur hätte man diese beiden sicher nicht als potentielle Lebensgefährten auserkoren. Layton war zweiundzwanzig Jahre älter als Leonard, und seine unverschämte, unkonventionelle, selbstbeweihräuchernde Art unterschied sich in jeder Hinsicht von Leonards bescheidenem, zurückhaltendem Auftreten. Layton wirkte mit seiner wilden Haarmähne und der unordentlichen Kleidung, als sei er geradewegs aus einem Hurrikan getreten, während Leonard so aussah, als ob ihm ein Team persönlicher Couturiers jeden Morgen den Anzug auf den Leib schneiderte. Layton war stolz auf seine Kampfeslust, Leonard trotz seines lang anhaltenden Flirts mit dem Machismo nicht. Layton hatte in der kanadischen Armee gekämpft und den Rang eines Leutnants errungen, wie ihn auch Leonards Vater innegehabt hatte; Leonard hatte zwar auf die Militärakademie gehen wollen, aber dieser Traum war mit seinem Vater gestorben. Trotzdem hatte Leonard die Pistole seines Vaters behalten; seine Mutter hatte sich zwar mit ihm da-



rüber gestritten, aber Leonard hatte sich am Ende durchgesetzt. Dann war da noch der Klassenunterschied. Layton war 1912 in einer kleinen Stadt in Rumänien geboren worden (bevor seine Familie nach Kanada auswanderte, hieß er Israel Lazarowitsch) und in Saint-Urbain aufgewachsen, dem jüdischen Arbeiterviertel von Montreal. Leonards Oberschichtsherkunft in Westmount lag am anderen Ende des jüdischen Gesellschaftsspektrums. Was sie jedoch teilten, war eine Vorliebe für Ehrlichkeit, die Lust an Ironie und ein Talent für die Debattierkunst (1957 trat Layton in der landesweit ausgestrahlten Fernsehreihe *Fighting Words* auf, in der mehrere Teilnehmer in Streitgesprächen gegeneinander antraten, und gewann jede Runde).

Layton machte keinen Hehl daraus, dass er das bourgeoise Kanada und seinen Puritanismus verabscheute, und Leonard war derselben Meinung, wenn auch weniger offen (wie es einem Mann zukam, der seine eigene Familie als bourgeois betrachtete), als er beispielsweise hinter den Kulissen darauf hinwirkte, die alten Regeln außer Kraft zu setzen, die in den Studentenzimmern seines Verbindungshauses Frauen und Alkohol verboten. Layton strotzte vor sexueller Kraft – und Leonard wollte von sich gern dasselbe glauben, jedenfalls, sobald er die richtige Gelegenheit bekam. Die sexuelle Energie spiegelte sich in Laytons Gedichten, sie waren schamlos, ungeniert und prahlten ohne weiteres mit Namen und Einzelheiten. Darüber hinaus brannte Layton vor Leidenschaft für Dichtung, für die Schönheit und die Melodie der Worte – ebenso wie Leonard. Layton war Dichter geworden, um, wie er sagte, »Musik aus Worten zu machen«. Aber gleichzeitig wollte er mit seiner Dichtung »die Welt verändern«, was den Idealisten in Leonard stark ansprach.

Rosengarten erklärte: »Der Krieg hatte unsere Wahrneh-

mung stark beeinflusst: Menschen, die man kannte, gingen fort und wurden getötet, und es bestand die Möglichkeit, dass wir den Krieg verlieren und die Nazis Amerika oder Kanada erobern würden. Aber gleichzeitig hieß es: Wenn wir aufgrund unserer großen Opferbereitschaft tatsächlich gewannen, würde die Welt zu einem wundervollen utopischen Ort, weil nämlich die kollektive Energie, die während des Krieges verschwendet worden war, nun in die Schöpfung neuer Dinge einflösse. Ich glaube, es war für uns ein wenig desillusionierend, dass nach dem Ende des Krieges als Erstes das kollektive Element der Gesellschaft abgelehnt wurde und man sich vielmehr an die Idee klammerte, dass es für die Wirtschaft besser sei, etwas zu produzieren und den Menschen Produkte als Ersatz für diesen kollektiven Geist zu verkaufen. Und die große Zahl an Frauen, die während des Krieges gearbeitet und Dinge getan hatten, die zuvor als unangemessen betrachtet worden waren, wurden nun wieder in die Küche zurückgeschickt. Das waren Dinge, deren Leonard und ich uns auf schockierende Weise bewusst waren.« Dieses Gefühl eines verlorenen Paradieses, etwas Schönerem, das nicht funktionierte oder nicht von Dauer sein konnte, war später in vielen Werken Leonards zu spüren.

»Es gab eine sehr interessante Dichterszene in Montreal«, sagt Rosengarten, »und sie scharte sich um Irving Layton und Louis Dudek, die damals gute Freunde waren.« (Später zerstritten sie sich und führten eine erbitterte und berühmte Fehde über das Thema Dichtung.) »Es gab viele Partys, bei denen sie vorlasen, oft in Irvings Haus in Côte Saint-Luc«, im Westen von Montreal. Heute ist es ein ausufernder Vorort, in dem eine Straße nach Layton benannt wurde, aber in den Fünfzigern stand das Farmhaus, in dem Irving mit seiner Frau und den beiden Kindern lebte, noch allein und war

von Ackerland umgeben. »Bei diesen Partys las man sich gegenseitig Gedichte vor, diskutierte sie und ging sie kritisch durch; es war sehr intensiv und ging manchmal fast die ganze Nacht. Wenn Leonard und ich um drei Uhr morgens aus den Bars in der Innenstadt kamen und noch zu Irving hinführen, war dort oft noch die ganze Szene versammelt. Leonard stellte seine Gedichte bei diesen Partys vor. Alle nahmen sie sehr ernst. Es gab auch ein kleines Magazin, das mit einem Vervielfältigungsapparat in einer Auflage von zweihundertundfünfzig Exemplaren hergestellt wurde und *CIV/n* hieß, denn damals führten die Buchläden keine kanadischen Dichter. In Montreal gab es kein Buch mit zeitgenössischer kanadischer Lyrik zu kaufen, es war ziemlich finster. Aber rückblickend ist mir klar, dass diese Dichterszene in ästhetischer Hinsicht mehr Einfluss auf mich hatte als alle Kunsthochschulen, die ich später in England besuchte und auf denen ich viele später berühmte Bildhauer traf. Ich glaube, die Gang von Côte Saint-Luc war ihnen allen weit voraus.«

»Wir wollten alle große Lyriker sein«, sagt Leonard. »Jedes unserer Treffen hielten wir für eine Gipfelkonferenz. Für uns war das, was wir machten, enorm wichtig.«<sup>9</sup> Für ihn waren diese abendlichen Zusammenkünfte eine Art Trainingslager für Lyriker, in dem »intensiv, rigoros und sehr ernsthaft trainiert wurde«. Leonard fühlte sich von einer solchen Umgebung stets sehr angezogen. »Aber es herrschte eine freundliche Atmosphäre. Gelegentlich gab es auch einmal Tränen oder jemand rauschte wütend davon, und wir stritten auch, aber das Interesse an der Kunst des Schreibens bildete das Zentrum unserer Freundschaft.« Er betrachtete es wie eine Lehrzeit und sog begeistert alles auf. »Irving und ich verbrachten viele Abende damit, uns eingehend mit Gedichten von Lyrikern wie Wallace Stevens zu beschäftigen. Wir stu-

dierten das Gedicht, bis wir den Code entdeckten, in dem es geschrieben war, bis wir genau verstanden, was der Autor sagen wollte und wie er das tat. Das war unser Leben, unser Leben war Dichtung.«<sup>10</sup> Layton bot Leonard zwar vielleicht keine Lebensleitlinien, aber er gab ihm eine Richtung, ermunterte ihn und wurde zu einem seiner besten Freunde.

Im März 1954 gab Leonard in der fünften Ausgabe von *CIV/n* sein Debüt als Lyriker. Neben Gedichten von Layton und Dudek (die beide zu den Herausgebern zählten) und anderen Vertretern der Dichterszene von Montreal fanden sich darin drei Texte von Leonard Norman Cohen: »Le Vieux«, »Folk Song« und »Satan In Westmount«; letzterer handelte von einem Teufel, der Dante zitierte und »Bruchstücke herber, spanischer Lieder sang«. \* Im folgenden Jahr gewann Leonard den ersten Preis des Chester Macnaghten Literaturwettbewerbs der Universität mit »Sparrows« und dem vierteiligen »Thoughts Of A Landsman«, das »For Wilf And His House« enthielt, ein Gedicht, das 1955 in *The Forge* veröffentlicht wurde. Das bemerkenswert reife Werk, gelehrt und bewegend, begann mit den Zeilen:

When young the Christians told me  
how we pinned Jesus  
like a lovely butterfly against the wood  
and I wept beside paintings of Calvary  
at velvet wounds  
and delicate twisted feet

\* Tatsächlich findet sich auf derselben Seite wie Leonards »Folk Song« die Zeichnung von einem Vogel auf einem Draht, die allerdings nicht von ihm selbst stammte.

Es endete:

Then let us compare mythologies.  
I have learned my elaborate lie  
of soaring crosses and poisoned thorns  
and how my fathers nailed him  
like a bat against a barn  
to greet the autumn and late hungry ravens  
as a hollow yellow sign.

Layton hatte begonnen, Leonard zu seinen Lesungen mitzunehmen, und Leonard fand es großartig, wie sich sein Freund dabei als Showman präsentierte, mit großen Gesten und viel Selbstdarstellung, und vor allem faszinierte ihn die Leidenschaft, die seine Auftritte beim Publikum und vor allem bei den anwesenden Frauen weckten. Im Sommer des Jahres 1955 begleitete Leonard ihn zur Canadian Writers Conference in Kingston, Ontario, und sein Mentor bat ihn auf die Bühne, wo er seine eigenen Texte vorlas und ein wenig Gitarre spielte.

Die Gitarre hatte Leonards Erfolg bei Frauen alles andere als im Weg gestanden. Inzwischen hatte er auch die Möglichkeit, sie mit nach Hause zu bringen: Er und Mort hatten sich ein Zimmer in der Stanley Street gemietet. »Eigentlich wohnen wir dort nicht richtig, wir verbrachten dort nur Zeit mit Freunden«, sagte Rosengarten über den altmodischen, wie ein Wohn- und Esszimmer geteilten Salon in einer viktorianischen Pension. Leonards Mutter war über diese Entwicklung wenig erfreut, aber es fiel ihr schwer, ihm wirklich etwas zu verbieten. Zwischen den beiden bestand eine enge Bindung, die über die übliche Beziehung zwischen Mutter und Sohn hinausging, selbst über die archetypische Innigkeit zwischen

einer jüdischen Mutter und ihrem Sohn – und Masha war, wie eine Autorität hinsichtlich alles Jüdischen, Rabbi Wilfred Shuchat von der Shaar Hashomayim Synagoge, bestätigte, »sehr jüdisch«. Als Nathan starb, richtete sie all ihre Liebe, Züchtigung und Hingabe auf Leonard. Sie war eine gefühlvolle, leidenschaftliche Frau mit einem kränkenden Ehemann, eine Außenseiterin in den Kreisen von Westmount, und so war es wenig überraschend, dass ihr einziger Sohn, ihr jüngstes Kind, zum Mittelpunkt ihres Lebens wurde.

Leonard liebte seine Mutter. Wenn sie ihn zu erdrücken drohte, lächelte er oder machte ein paar schlaue Sprüche. Er lernte, sich aus den Klauen der emotionalen Erpressung zu befreien und sich auch den Bemühungen zu entwinden, ihn und seine Freunde zu allen Tages- und Nachtzeiten mit Essen zu versorgen. »Meine Mutter hat mich gut gelehrt, niemals grausam zu einer Frau zu sein«, schrieb Leonard in einem unveröffentlichten Text in den Siebzigern. Aber er lernte von Masha auch, auf die Ergebenheit und die unterstützende und nährenden Kraft von Frauen zu vertrauen, die er, wenn es ihm zu eng und intensiv wurde, durchaus verlassen durfte – wenn auch nicht immer ganz und gar, und selten ohne widerstrebende Gefühle.

Aviva Layton, geborene Cantor, ist eine lebhaft, blonde Australierin mit rasiermesserscharfem Verstand. Sie wuchs in einer »kleinen, erstickenden, jüdischen Mittelklasse-Gemeinde« in Sydney auf und wünschte sich nichts sehnlicher, als dort herauszukommen. Genau das tat sie auch, kaum dass sie einundzwanzig geworden war. Sie wollte nach New York. Als man sie dort nicht einreisen ließ, ging sie nach Montreal. Freunde hatten ihr den Namen eines Mannes genannt, der ihr weiterhelfen könnte, den Lyriker und Herausgeber des

kanadischen Literaturmagazins *Fiddlehead*, Fred Cogswell. Wie sich jedoch herausstellte, lebte Cogswell fast tausenddreihundert Kilometer entfernt in Neuschottland. »Aber er sagte mir, dass es einen ganzen Schwarm Dichter in Montreal gäbe, an die ich mich wenden könnte«, berichtete sie, und Cogswell gab ihr die Namen von einem halben Dutzend Leuten, darunter Dudek, Scott und Layton. Der Erste, den sie anrief, war Layton; »ich wollte mich bei niemandem melden, dessen Name auch nur entfernt jüdisch klang«. Er lud sie ein, zu ihm nach Côte Saint-Luc zu kommen, wo er mit seiner zweiten Frau, der Künstlerin Betty Sutherland, und den zwei Kindern lebte.

Als Aviva dort eintraf, hatte Layton Besuch. »All die großen Namen der kanadischen Literaturszene waren dort versammelt«, darunter auch jene von Cogswells Liste, »wobei es damals noch keine großen Namen waren, es war eher eine randständige Gruppe. Ich fand das absolut großartig.« Aviva beschloss, Teil dieser Gruppe zu werden, was jedoch daran scheiterte, dass sie schon bald darauf eine Liebesaffäre mit Irving begann. Die Affäre dauerte zwanzig Jahre, und aus ihr ging ein Sohn hervor, aber zunächst einmal sorgte sie dafür, dass Aviva von allen geschnitten wurde. »Ich konnte nicht mehr zu seinem Haus zurück. Damals, in den 1950er Jahren, musste man sich vor Skandalen sehr in Acht nehmen; Irving unterrichtete an einer kirchlichen Schule und hätte leicht seine Arbeit verlieren können. Von daher lebte ich recht isoliert in Montreal, und Irving besuchte mich zwei oder drei Mal die Woche. Der Einzige, dem er so weit vertraute, dass er ihm von uns erzählte, war Leonard, den er in meine kleine Souterrainwohnung mitbrachte.

Irving war damals über vierzig, einundzwanzig Jahre älter als ich, und Leonard war zwanzig, ein Jahr jünger. Ich

sehe ihn noch vor mir, wie ich die Tür zu meiner Wohnung öffnete und er draußen stand. Er sah sehr jung aus und war ein wenig rundlich, aber es war etwas absolut Besonderes an ihm. Irving hatte gesagt: ›Nachher kommt ein gewisser Leonard Cohen, um mit uns Kaffee zu trinken. Er ist wahr und echt.‹ Dass er das sagte, werde ich nie vergessen – und bei Irving hieß ›wahr und echt‹ so viel wie ›ein richtiger Dichter‹. Das war Ende 1955; *Let Us Compare Mythologies* erschien wenig später.«

Die drei trafen sich regelmäßig in Avivas Wohnung. Trotz des großen Altersunterschieds zwischen Leonard und Layton, der alt genug war, um Leonards Vater zu sein, verhielten sie sich Aviva zufolge zueinander »wie Gleichgestellte. Viele Leute behaupten, dass Leonard Irvings Schüler war – manche denken, er habe tatsächlich, im wahrsten Sinn des Wortes, bei ihm studiert, was absolut nicht stimmt – oder dass Irving sein Mentor war. Nein. Leonard hielt Irving damals wie heute für einen großen Autoren und Dichter und für eine wichtige Person in seinem Leben, und er war ein Freund, aber ich würde nicht sagen, dass Leonard der Juniorpartner in dieser Beziehung war.«

Leonard, erklärte Layton, »war ein Genie, vom ersten Augenblick, da ich ihn sah. Es gibt nichts, was ich ihm beibringen könnte. Ich kann Türen öffnen, und das tat ich auch – die Türen sexueller Ausdruckskraft, der Freiheit des Ausdrucks und so weiter und so fort. Sobald diese Türen geöffnet waren, nahm Leonard sehr selbstbewusst seinen eigenen Weg... der von meinem durchaus abwich.«<sup>11</sup> Aviva erklärt: »Leonard hat einmal den berühmten Ausspruch von sich gegeben, Irving habe ihm beigebracht, wie man dichtet, und er habe Irving beigebracht, wie man sich kleidet. Ich denke, Leonard war ein besserer Dichter, und Irving verstand mehr von Klei-



dung, als dieser Kommentar vermuten lässt, aber sie brachten sich gegenseitig andere Dinge bei.« Was den Klassenunterschied betrifft, sagt sie: »Das war interessant. Leonard stammte aus dem Bel Air von Montreal, einer sehr exklusiven Gegend, und Irving war in den Slums geboren worden, aber als Irving und ich uns ein Haus mieten wollten, näherten wir uns Leonards altem Umfeld so weit wie nur möglich, und als Leonard nach einem Haus zur Miete oder zum Kauf suchte, sah er sich in der Nähe von Irvings altem Teil der Stadt um. Irving wollte dorthin, woraus Leonard zu entfliehen suchte, und umgekehrt.«

Irving sagte später über Leonard, dass er »in der Lage war, in Westmount die Traurigkeit zu entdecken. Dazu braucht es Genie. Er konnte sehen, dass nicht alle reichen Leute, nicht alle, die sich gut eingerichtet hatten, und nicht alle Plutokraten glücklich waren.« Genie, sagte Layton, sei »die Fähigkeit – die sehr seltene Fähigkeit –, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Sich nicht blenden zu lassen.«<sup>12</sup> Leonard hatte Irving und Aviva einige Male in die Belmont Avenue mitgenommen. »Er ging oft dorthin und hatte immer noch sein Zimmer; ich glaube, er lebte gewissermaßen zwischen mehreren Orten. Einmal, als Masha nicht zu Hause war, feierten wir eine Riesenparty, eine dieser verrückten Feten der damaligen Zeit, und jemand übergab sich auf ihre schweren Damastvorhänge. Im ganzen Haus herrschte völliges Chaos. Ich erinnere mich, dass ich mit Leonard in die Küche ging und er die Schubladen aufzog und uns zeigte, dass Masha jede Büroklammer, jeden Nagel und jedes Stückchen Schnur aufbewahrte, das je ins Haus gekommen war.«\*

Als Aviva Leonard das erste Mal begegnete, erzählte er ihr etwas, »woran er sich vielleicht nicht mehr erinnert, ich mich aber klar und deutlich. Er sagte, dass er an der McGill Rechts-

